

# Die illustrierte Zeit

Früher: Illustrierte Frauen-Zeitung

Nr. 33.

Wöchentlich eine Nummer.  
Vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 11. September 1887.

Große Ausgabe mit Supplement  
und allen Kupfern: 4 1/4 M.

XIV. Jahrg.



Kaiser Wilhelm, von der großen Herbst-Parade des Garde-Corps zurückkehrend. Von Hans Herrmann.

Wird in Berlin jeder Parade-Tag als eine Art Feiertag angesehen, so ist dies besonders der Fall bei der großen Herbst-Parade der Regimenter des Garde-Corps, die am 1. September, dem Vortage der Sedan-Feier, auf dem Exercirplatze hinter dem Kreuzberge stattfindet. Der greise Kaiser, der schon am 29. August den Uebungen der Garde-Kavallerie-Division auf dem Bornstedter Felde bei Potsdam beigewohnt hatte, ließ es sich nicht nehmen, auch bei dieser Herbst-Parade gegenwärtig zu sein, deren glänzender militärischer Prunk im Geiste der Berliner eng verbunden ist mit der

Erinnerung an den glorreichen Sieg bei Sedan. Drängen sich viele Tausende in der Nähe des Exercirfeldes zusammen, so füllen andere Tausende die Straße, welche der Kaiser auf der Hin- und Rückfahrt passieren muß. So geschah es wieder auch an diesem 1. September, und die Begrüßung durch die Volksmenge war besonders herzlich, da ja erst kürzlich ein Unwohlsein des Monarchen zu Beunruhigungen Anlaß gegeben hatte. Unser Bild zeigt den Moment, da der Kaiser die Friedrichstraße, Ecke der Französischen Straße, passirte; das prunkvolle Gebäude zur Rechten ist das

Faber'sche Geschäftshaus, das unter den vielen glänzenden Neubauten in Berlin seines Gleichen sucht. Wie immer seit einer Reihe von Jahren zu den Fahrten nach der Parade, bediente sich der Kaiser eines offenen, vier-spännigen Wagens ohne Kutschbock, der von den Pferden aus gelenkt wird. Ein Leibjäger sitzt hinter dem Kaiser und seinem Flügel-Adjutanten, und Vorreiter traben voraus. Im Innern des Wagens sind starrreich konstruirte Handgriffe angebracht, dem greisen Fürsten das Ein- und Aussteigen aus dem Gefährt zu erleichtern.

Rauchwerk verboten.

## Die Alpeisen-Here.

Eine Hochlands-Geschichte von Maximilian Schmidt.

1.

**D**ie ausgedehnte Berggruppe, welche mit dem Namen „Karwendel-Gebirg“ bezeichnet wird, gehört zu den wildesten Partien der nördlichen Kalk-Alpen und umfaßt vier mächtige, durch kurze Lauer-Niegel verbundene Parallelketten, von denen die südlichste an der linken Seite des Innthales zwischen Zirl und Hall aufragt, während die nördlichste, der eigentliche Karwendel, zugleich Landesgrenze zwischen Baiern und Tirol, im Thale der wildromantischen Miß ihren Abschluß findet. Dazwischen liegen die Hinterautthaler und Gleirschthaler Ketten. Sie umfassen das Quellgebiet der Isar, deren Ursprung im obersten Winkel des Hinterau-Thales liegt. Die Felsspitzen und scharfen Grate dieses Gebirges zeichnen sich durch wilde, zum Theil phantastische Formen aus, deren Kühnheit den berühmten Gipfeln der sogenannten Dolomiten kaum nachsteht.

Innerhalb dieses weiten Berg-Gebietes giebt es, wenn man von den am Außenrande befindlichen Wohnorten absteigt, keine ständigen Wohnsitze, und nur während der Sommermonate sind die einsamen Thäler durch Sennen, Hirten und Jäger einigermaßen belebt; desto ausgedehnter sind die Felswüsten und Schutt-lare. Dieses wilde Gebirge birgt aber einen ansehnlichen Wildstand und Wildgehege, besonders gegen das Thal der Miß zu, woselbst der Herzog von Sachsen-Coburg Jagdherr ist.

Um Jagd, Jäger, Wildschützen, Forst und Holz-Gewinnung dreht sich da, wie überhaupt im oberen Isarthale, das ganze Leben der wenigen Bewohner. So abgelegen und wild das Mißthal auch erscheint, so bietet es wegen seiner herrlichen Waldbestände der kühngeformten Gebirge und wegen seines zahlreichen Wildes einen der interessantesten Standpunkte im Bereiche der deutschen Alpen.

Hoch über der Einmündung des schäumenden Mißbaches in die Isar steht das dem Könige von Baiern gehörige Jagdschloßchen Vorderris; daneben befindet sich das Forsthaus, zugleich Post und Einkehrhaus, und eine kleine, schön gebaute Kapelle, — ringsum eingeschlossen von dunklen Waldbergen und darüber emporragenden Felsengraten. Tief unten braust das Wasser über das Wehr, und raffelt die Schneidesäge, vor welcher viele Tausende von Stämmen lagern, um ihrer Verarbeitung zu Brettern gewärtig zu sein.

Es ist ein prächtiger Sommer-Sonntagmorgen; heller Sonnenschein liegt auf Wald und Bergen, und ein tiefblauer Himmel wölbt sich über dieser prächtigen Bergwelt. Vor dem Einkehrhause steht ein sogenanntes Schweizer-Wägelchen. Die braune Stute verzehrt mit Wohlbehagen den ihr im Holzbarren eingeschütteten, mit Wasser vermischten Hafer. Das Pferd hatte schon den beschwerlichen Weg von Länggries hierher gemacht und seinen Herrn und Besizer, den Anger-Bauern, mit Sohn und Tochter hierher befördert. Diese tranken mit mehr oder weniger Wohlbehagen in der Wirthsstube soeben ihren Kaffee.

Dem Vater sah man auf den ersten Blick den Bauernwirth an. Er war ein großer Mann, etwa im Anfange der fünfziger Jahre stehend, mit einem vollen, rötlichen, glattrasierten Gesicht und starkem Doppelkinn. Seine Kleidung bestand in einem weichen Filzhute aus Seidenhaaren, mit dem er selbst in der Stube gern sein an Haaren mageres Haupt bedeckte, einem langen Tuchrock, Lederhose, langen Stiefeln, buntseidener Weste mit doppelseitigen Münzknöpfen und einem schwarzseidenen Halstuch, über welches der weiße Hemdtragen umgelegt war. Hinter dem Ohre hatte er eine rothe Nelke stecken.

Der fünfundzwanzigjährige, mittelgroße Sohn war ähnlich gekleidet; nur trug er statt der ledernen eine lange, dunkle Tuchhose, und der Nellenstrauß prangte auf seinem Hute. Eine neue, lederne, vollgepfropfte Reisetasche mit grünem Tragband lag neben ihm. Er hatte üppige, blonde Haare und ein sehr einnehmendes, fast mädchenhaftes Gesicht mit sanften Zügen und blaßblauen Augen. Fast zum Sprechen ähnlich war ihm die Schwester, welche die dicken, blonden Zöpfe schön um den Kopf gewunden hatte, den ein kleines, schwarzes, mit Goldschnur und Blumenstrauß gezieres Chiemgauer-Hütchen bedeckte. Rock und Ärmel von blauem Stoffe, ein reichverziertes Nieder und ein bunt geblumtes Brusttuch machten ihren sehr wohlgefälligen Anzug aus.

Der Angerbauer Georg Leitermann von Länggries war erst im Auswärtigen (Frühjahr) in's Isarthal gezogen, um den ihm erblichswelche zugewandenen prächtigen Angerhof zu übernehmen. Er hatte früher im Chiemgau eine Wirthschaft an der Straße, benannt „Das goldene Köhl“, die wegen ihrer Güte weit und breit im

besten Rufe stand. Hoch und Niedrig lehrte dort ein, und unter Anderen sprach auch besonders gern der Erzbischof von München auf seiner Firmungsreise im „Goldenen Köhl“ ein.

Dieser Umstand ermutigte den Wirth einst, den hohen Kirchenfürsten um die Ehre zu bitten, der Firmpathe seines Sohnes, des Friedl, zu werden. Diese Gunst ward ihm gern gewährt, und der ehrgeizige Wirth that sich viel darauf zu gute. Friedl sollte studiren und ein großer Staatsmann oder ein Prälat werden. So wünschte es der Vater. Aber Friedl hatte eine ausgesprochene Abneigung gegen das Lateinische und eine solche Vorliebe für die erste Klasse der Lateinschule, daß er nach zweijährigem Besuche derselben ihr noch ein drittes Jahr opfern wollte, was den wohlmeinenden Rath des Pathen zur Folge hatte, den Friedl nicht weiter mit dem Studium zu plagen, sondern aus ihm einen Wirth und Landmann zu machen. Das war dann auch der Fall. Für das goldene Köhl traten aber mit der Zeit magere Jahre ein. Durch die Eisenbahn war der Verkehr auf der Landstraße brach gelegt, und der Wirth ergriff gern die Gelegenheit, den von seinem Vetter, dem Angerbauern, in Länggries ererbten Hof zu beziehen, dagegen sein Wirthshaus zu verkaufen. Der erzbischöfliche Pathe Friedl's war inzwischen Cardinal in Rom geworden, und der junge Burtsche war soeben im Begriffe, die weite Reise dorthin zu unternehmen.

Friedl sollte nämlich, dem Wunsche seiner Mutter entsprechend, eine ihm blutsverwandte, sehr vermögliche Base aus dem Chiemgau heirathen, wozu der päpstliche Dispens nöthig war. Da nun die Mutter nicht ohne Grund befürchtete, daß das Bäschen, das wegen seiner Schönheit und seines Reichthums viel begehrt war, leicht den Sinn ändern könnte, so sollte, um Zeit zu ersparen, Friedl selbst nach Rom reisen, um durch seinen hohen Pathen, den Cardinal, den Dispens möglichst rasch erwirken zu lassen.

Heute begann er nun seine Romfahrt. Die Mutter segnete ihn und füllte ihm die Reisetasche mit Rudeln, Geselchtem und Wäsche; Vater und Schwester aber gaben ihm das Geleite. Auf ausdrücklichen Wunsch der Mutter sollte jedoch damit ein Besuch des Wallfahrts-Kirchleins in Hinterriß verbunden werden, damit die Himmlische den Sohn während der großen Reise in ihren Schutz nehmen möchte. Und so ward in Vorderris Kaffee gemacht, um sich für den Weiterweg zu stärken.

Der Vater betrachtete den Sohn mit Wohlgefallen und ward nicht müde, ihm fortwährend Verhaltungs-Mahregeln für die Reise zu geben. Besonders warnte er ihn vor den prellenden Wirthen, die er mit allen möglichen Titeln belegte, doch freilich immer hinzusetzend, daß die bairischen Wirth, besonders jene im Chiemgau, mit gewissen fremdländischen gar nicht zu vergleichen wären. Dann sprach er mit ihm von Reise-Abenteuern, die von selbst kämen, und bei denen er immer seine Klugheit zu Rathe ziehen sollte.

Friedl hörte schweigend zu. Der Kaffee wollte ihm nicht schmecken; war die altgebackene Semmel daran Schuld oder sein in Folge der frühen Abreise geschwächter Magen, — der Vater wußte es nicht, aber die Schwester, die Mirl, wollte es wissen.

„Ge, is dengerst die Kaffeesuppen,“ sagte sie; „oder is Dir unguat?“

„Mei, mir steckt halt d' Noaf im Magen,“ erwiderte Friedl. „Auf Rom zua, dös is loa Kloanigkeit.“

„Aber stolz kannst d'rauf sein, wennst sagen kannst, Du bist in Rom gwen bei Seiner Eminenz, Dein Firmgöden, und hast 'n Papst glegn,“ fiel der Vater ein. „Jesses, was gebet ich d'rum, wenn i so a Glüd hätt!“

„Woast was, Vater?“ versetzte Friedl. „Geh Du für mi; i lehr' mit Freuden wieder um. I hon gar loan Gusta zu die zerkrumpten Italiener; i hon's did kriegt beim Eisenbahn-Bau.“

„Du Patschi, Du,“ erwiderte der Alte. „In Italien selber is dös ganz anders, da giebt's schöne Leut'; Lemoni und Pomeranzen wachsen auf die Alleebaum. Bua, da kannst Lemoni-Wasser trinka, daß's a Freud' is, und an' Wein kriegt um an' Bergel's Gott. Und kimmst nacha auf Rom zua, so richt' Di sein schön zam, nimm a freischs Schnupftüchl und sei manierli mit Seiner Eminenz, Dein Firmgöden, daß er si nit schaama muaf, wenn er mit Dir zum Papsten geht.“

„No, dumm gnua wer i mi stelln,“ versetzte Friedl, „besonders wenn i d' Wahret verleugna muaf, wenn mi der Göd fragt, ob i's Basl zum Fressen gern hon —“

„So wirst ja sagen!“ fiel der Vater ein.

„I sag scho' ja, aber denken thua i mir, was i will. Wenn der Dispens schwieri wird, laß i 'n liaba ganz hint', denn gar z'viel möcht i 'n Herrn Göd nit anstrenge.“

„Da hat der Friedl Recht,“ versetzte die Schwester, die überhaupt in Allem die Gesinnungen des Bruders theilte.

„Was, anstrenge!“ rief der Vater. „Dös geht Alles sein gweisen Weg; d' Hauptfach' is, daß D' glei wieder hoamfährst, wenn's in Ordnung is; denn d' Muatta hat Recht, 's Basl is a Goldvöggl, dös gar Viel fanga möchten, und 's waar schad, wenn's Dir davonsfludern thaat. Woast, Friedl, es is scho' recht jchö, wennst 'n Kasten voll Geld hast. Da hab'n d' Leut' an' Respect vor Dir. A Bauer, der a Geld hat, is a Kumi (König). Also tracht', daß D' a Kumi wirst.“

„O mei,“ meinte Mirl, „'s Geld macht aa nit allemal glückli; a guats Gmüath is aa (auch) a Reichthum, gelt Friedl?“

„Aber a guats Gmüath kriegt nur, wennst 'n Beutel voll Geld hast,“ warf der Vater ein.

„Dös is nit richti,“ sagte Mirl. „Wenn i in der Kircha andächti beten kann, so hon i a guats Gmüath. Wenn i außi schaug zu die Berg, und Alles um mi so voller Pracht is, wenn d' Bleamsn in der Blüath san, wenn d' Vercherln in der Luft jubilirn, wenn d' Sunna auffasteigt aus ihran guldan Bett, oder wenn i Nachts auffischaug zu die glanzeten Stern, — da wird's mir wohl im Gmüath, da den' i an loa Geld, Vater, und grad' a so is 's 'n Friedl z' Muath.“

„Ja, ja, 's Mirl hat Recht,“ versicherte der Burtsche.

„Des seid's halt dumme Patschi!“ versetzte der Alte. „Moants denn, all die Pracht gfallt Ent so guat, wenn 's bettelarm wärs? Moants denn, 's Beten gaang Ent so guat vom Herzen, wenn Ent der Hunger martern thaat? Und d' Bleamsn, d' Sunn und d' Stern, die macheten Ent nur a halbe Freud', wenn's Kümmerniß und Roth am Herzen hätt's. I woast's, in unserm goldenen Köhl' sind viel Maler zukehr, und von dene hab't's all die Fazen g'hört und g'lernt. No ja, mir is 's ja recht; aber a Kasten voll Geld is mir allweil liaba, als die schönsten Bleamsn. D'rum, Bua, mach', daß D' auf Rom kimmst. Zeit is 's, daß ma in d' Hinterriß fahrn, sonst kriegt ma loa Meß' mehr. Also richts Ent zam!“

Die Zeche ward beglichen, und gleich darauf bejanden sie sich auf dem Wege nach dem Kloster. An Klammern und Wasserfällen vorüber führt das schmale Sträßchen in dem engen, vom Scharfreiter einer und von dem Karwendel andererseits beherrschten Thale nach dem schönen Thalleffel der Hinterriß, woselbst sich das Franziskaner-Kloster mit dem vielbesuchten Wallfahrts-Kirchlein Maria von der Schmelz befindet, so benannt, weil wahrscheinlich früher zu Hinterriß das aus der Erzklamm gewonnene Erz geschmolzen wurde.

Etwas erhöht vom Kloster steht das in gothischem Stile erbaute Jagdschloß des Herzogs von Coburg. Es ist ein wunderbarer Fleck Erde, dieses Hinterriß, fernab vom Getriebe der Welt; aber rings umgeben von der Majestät einer großen Natur, von der gewaltigen Masse der Karwendel-Gruppe mit den wildschönen beiden „Fällen“ und dem Gamsjoch, sowie dem Compar und thalabschließend, dem Bettelkar und der Löffelpipe.

Die Woche über herrscht hier die tiefste Stille. Die beiden Franziskaner lesen ihre Messen meistens ohne Theilnehmer, und auch das an's Kloster angebaute Wirthshaus erfreut sich nur weniger Besucher, bestehend aus Jägern, Waldboden-Hütern und durchwandernden Touristen, die überdies lieber den eine Viertelstunde weiter aufwärts gelegenen „Alpenhof“ aufsuchen, welcher dem Bildmeister des Herzogs gehört. An Sonn- und Feiertagen hingegen ist es sehr belebt in diesem sonst so stillen Winkel. Da kommen die Holzarbeiter aus ihren Holzstuben heran, die Sennen und Semnerinnen steigen zu Thal, und von außen her kommen Wallfahrer, so von der Zachenau, von Länggries, Wallgau, Krün, Mittenwald, welsch Lestere über die Joche des Karwendels herübersteigen; und wenn die Herreise schon Tags vorher geschieht, haben oft die zwei Gasthäuser nicht Räume genug, alle die Herbergesuchenden unterzubringen. Am frühesten Morgen eilt dann Alles zum kleinen Kirchlein. Die verschiedenen Trachten zaubern ein heiteres, lebendiges Bild in diese Weltabgeschiedenheit.

Der Angerbauer kam mit seinen Kindern gerade noch rechtzeitig zum Beginn des sonntäglichen Hochamtes, und nachdem das Gefährt im Klosterle-Wirthshaus untergebracht war, begaben sie sich ohne Säumnis in das kleine Kirchlein, woselbst sie der Gnadenmutter ihre Wünsche und Hoffnungen mittheilten.

Es ist eine eigenthümliche Stimmung, welche den Gläubigen in diesem von der Welt fast abgeschiedenen Kirchlein überkommt. Die hehre Großartigkeit der Natur, die tiefe Stille, der wohlthuende Friede, der sich sofort dem empfindsamen Herzen mittheilt, versetzen ihn in eine andere Sphäre. Es deucht ihm eine erquickende Raft im Kampfe des Lebens, und solch eine Stunde seelischen Friedens stärkt ihm Geist und Herz mit neuem Muthe und frischer Kraft.

Friedl dachte sich auch, wie viel angenehmer es für ihn wäre, wenn er nicht die beschwerliche Reise machen, sondern in der Heimath bleiben dürfte. Aber er hatte sich wohl oder übel dem Wunsche seiner Eltern zu fügen, und so fing er denn für eine glückliche Reise zu beten an.

Doch schon bei Beginn der Messe richteten sich Friedl's Augen mehr, als es seine fromme Beschäftigung erlaubte, auf ein junges Mädchen, das in seiner Nähe kniete und ihm durch die wohlgefällige Tiroler-Kleidung mit dem dunklen Bandhute, unter welchem ein paar dicke, schwarze Flechten hervorschauten, auffiel. Beim Evangelium, wobei sie sich erhob, entzückte sie ihn durch ihren prächtigen Wuchs und bald darauf durch ihr schönes, von der Sonne dunkelgebräuntes Gesicht. Und als sie sich beim *Te missa est* zum Gehen wandte und der Blick ihrer schönen, dunklen Augen sich mit dem seinen kreuzte, da fühlte er, daß das Ende der Messe der Anfang eines neuen Lebens für ihn war. Er vergaß sein Vasl, Cardinal und Papst in Rom und dachte nur an die schöne, schwarzäugige Tirolerin.

Beim Verlassen der Kirche suchte er an ihre Seite zu gelangen, und außerhalb der Kapelle wagte er es sogar, von seinen Angehörigen unbemerkt, dem fremden Mädchen das rothe Nagerlsträußl (Nellensträußchen) zu geben, das seinen grünen Hut schmückte. Und es war ihm ganz sonderbar zu Muthe, als die Beschenke das Sträußchen an ihre Brust steckte, mit den Worten: „*I hon d' Bleamln für's Leben gern.*“

„So darf i Dir öfter oa' bringa?“ fragte der Bursche.

Das Mädchen erröthete und wußte nicht, was es antworten sollte. Aber sie sah Friedl mit wohlgefälligen Blicken an.

„Wo bist denn her, schöns Deandl?“ fragte dieser, nicht ohne sichtliche Befangenheit.

„Von Seefeld d'raus,“ entgegnete das Mädchen. „Aber auf etli Wochen bin i mit mein' alten Oedl (Großvater) daherin in die Waldungen am Scharfreiter; i bin eam behüßl bei sein' G'schäft. Er ischt an Amoasla und Pecher. Durt kimmt er grad aus der Kirchn. Komals schön Dank für die Nagerln!“

Sie eilte dem aus dem Kirchlein tretenden und sich auf seinen Bergstock stützenden, alten Manne entgegen und begab sich mit ihm zu dem wenige Schritte entfernten Wirthshause, vor welchem Beide auf einer Bank unter schattigen Bäumen Platz nahmen. Der Ameiser war ein schon betagter Mann von auffallender Größe, welche aber durch die beträchtliche Rundung seines Rückgrates vermindert wurde. Ein verwitterter, hoher, grüner Hut bedeckte sein sonst kahles, nur mit wenigen Haarbüscheln am Hinterkopfe bewachsenes Haupt. Sein mit weißlich-gelbem Schnurr- und Vollbart versehenes Gesicht war grobknochig und hatte scharf ausgeprägte Züge, und die dunklen Augen lagen tief in ihren Höhlen. Seine Kleidung bestand in einer reinlichen Psoad (Hemd), die Hals und Brust, von Sonne und Wetter gebräunt, frei ließ, in einer alten, grauen Zoppe, kurzer Lederhose, Wadenstrümpfen und Schnürschuhen.

Dieser Alte und seine Enkelin waren ein lebendiges Bild von Winter und Frühling, und beim Anblicke des schönen Mädchens fühlte Friedl, wie wahr heute seine Schwester in der Vorderriß gesprochen, und er ergänzte deren Rede in Gedanken dahin, daß auch der Anblick eines schönen Mädchens, gleich Sonne, Mond und Sternen, Blumen und Vogelfang, das Herz erfreuen und beglücken könne.

Während die Tirolerin ihrem Großvater Brod zu Bierbrocken in den Maßkrug schnitt, blickte sie wohl öfter zu dem hübschen Burschen hin, der, weil es dem Vater ungemein pressirte, zu seinem größten Leidwesen auf dem Wägelchen Platz nehmen und wieder weiterfahren mußte. Doch grüßte er das Mädchen noch einmal im Vorüberfahren, und da war es ihm, als zöge ihn ihr Blick zu sich, als könnte er sich nimmer von ihr trennen. Aber der Gaul begann einen Trab, und Alsterl, Tirolerin und die schwarzen, feurigen Augen waren entschwinden. Letztere sah er zwar noch immer vor sich im Geiste, er blickte weder nach rechts, noch nach links, nur still vor sich hin, — und auch die Reise nach Rom hatte er vergessen.

„Dös war a sauber's Deandl, dös D' grüßst hast,“ sagte endlich Wirtl leise zu dem neben ihr sitzenden Bruder, während der Vater vom Bocke aus lutschte. „Hast ihr ge gar Deine Nagerln g'schenkt, dös im Leibl steden g'habt hast?“

„I hon mir denkt, was thua i mit die Nagerln in Rom! I hon ihr's geben, weil's mir so guat g'falln hat.“

„Aber dös wenn's Vasl inna wird!“ warf die Schwester ein.

„So frag' i gar nix darnach,“ lautete die Antwort. „Warum hat's loane so schöne Aug'n und loa so schöne G'stalt und so a liab's G'sicht, so a freundlich's und so —“

„Hör' auf, — der Vater hört's!“ mahnte die Schwester.

„Was hör' i?“ fragte dieser. „Was soll i nit hören?“

„Wir habn grad von der Roas' g'redt,“ erwiderte Wirtl.

„Und i hon d'ran denkt,“ versetzte der Vater. „Wir

machen's ge so. In Vorderriß halt ma Mittag, und wenn die ärgst' Hitz' vorbei is, geht der Friedl Mittenwald zua, und wir jahn' wieder hoam. I' Mittenwald bleibst beim Posthalter über Nacht,“ belehrte er hierauf den Sohn, „und jahrt' morg'n mit'n Postwagen auf Junsbruck, und nacha laßt Di d' Eisenbahn nimmer aus. Geld hast, und d' Himmelmatta wird Di b'schützen, um dös hab'n ma's im Kloster! ja bitt! In vier Wochen wallfahrten ma wieder hin, wenn Alles guat ganga is, und i hon g'lobt, a prächtige Kirzn z' opfern. Du siehst, an mir seit's nit; mach Du dös Dei', und in sechs Wocha is Hozet. Juchaz, Friedl!“

Friedl nahm wohl einen Anlauf zum Jauchzen, aber der Laut blieb ihm in der Kehle stecken.

„Du bist a trauriger Bua!“ lachte der Alte. „Hör' mir zua!“ Und er jauchzte aus voller Brust. Im prächtigen Echo hallte es wider von den Felsenwänden zur Rechten und zur Linken. Der bereits müde Gaul spitzte die Ohren, und wie neu belebt und in rascherem Tempo ging es der Vorderriß zu.

Nach eingenommenem Mittagmahle erfolgte sodann der Abschied Friedl's von Vater und Schwester, die ihm noch bis zur Jnar-Brücke das Geleit gaben. Die Letztere weinte; es schmerzte sie, den Bruder so allein in die weite Welt ziehen lassen zu müssen. Aber Friedl war auffallend gefaßt.

„Schreib' mir glei von Rom aus, obst guat hinlema bist,“ schluchzte Wirtl.

„Und grüß' mir halt Seine Eminenz, den Góden, und 'n Papsten thuast mi aa höfli empfehl,“ sagte der Vater.

„I werd's ausrichten,“ versprach der Sohn, „und also b'hüt Ent Gott. Grüßst's d' Matta dahoam! I bring' Ent scho was mit, daß 's a Freud' habt's.“

Dann umarmten sie sich, winkten sich gegenseitig zu, und als sie sich nicht mehr sehen konnten, stiegen Vater und Tochter mit nassen Augen wieder zur Vorderriß empor, Friedl aber eilte der rauschenden Jnar entlang, — Rom zu.

## 2.

Wohl brachte jeder Schritt seinen Körper in dem von hohen, bewaldeten Bergen eingefassten Jnar-Thale vorwärts, sein Geist aber blieb an Einem Orte zurückgebannt, — der verweilte in der Hinterriß bei seinen Nellen, bei der schönen Tirolerin. Wenn er sie nur nach ihrem Namen gefragt hätte! Es war ihm, als zöge ihn eine unsichtbare Macht bei jedem Schritte wieder zurück; je weiter er sich von der Riß entfernte, desto wehmüthiger ward ihm zu Muthe; ein förmliches Heimweh ergriff ihn, nicht nach Eltern, Schwester und Braut, sondern nach dem fremden Mädchen.

Er wußte sich's nicht zu deuten, wie das Alles so kam, wie rasch sich sein Herz an eine Fremde fetten konnte, welche er erst vor wenigen Stunden zum ersten Male gesehen und nur flüchtig kennen gelernt hatte. So schritt er nur langsam fürbaß, und wie träumend kam er nach etwa dreistündiger Wanderung auf der Höhe von Ballgau an, welche die Jnar von dem Zuflusse des Waldensees scheidet. Hier bietet sich dem erstaunten Auge ein Gebirgsbild dar, wie es herrlicher und großartiger nirgends zu finden ist. Hellstes Sonnenlicht war über das weite Thal des dunkelgrünen Jnar-Grundes, über die Riesennasse des hehr und erhabenen in die blauen Lüfte aufsteigenden Karwendels und über die nackten Rippen des Wettersteines ausgebreitet, während durch die Lücke, welche den Karwendel vom Wettersteine scheidet, der Scheitel eines schimmernden Tiroler Gletschers hereindämmerte.

Friedl betrachtete staunend dieses entzückende Bild. Wieder gedachte er der heutigen Rede seiner Schwester. O wäre sie jetzt neben ihm, wie würde sie dieser Anblick ergózen! Er sah mit ihren Augen, er dachte mit ihrem Geiste. Doch war es ihm, als ob, gleich den Sonnenstrahlen, die Erinnerung an das Tiroler-Mädchen in der Hinterriß ihm Alles rings umher verklärte; denn noch niemals war ihm die Welt so schön erschienen, noch niemals sprach all die Herrlichkeit so dringend, so wohlthuend zu ihm, noch niemals rührte sie sein innerstes Gemüth so, wie heute.

Vom Wirthshause des schönen Dorfes tönten lustige Klänge; frohes Jauchzen hallte herauf. Rasch war Friedl entschlossen, dort Einkehr zu halten, sich nach dem heißen, anstrengenden Marsche zu erquicken und mit den Fróhlichen fróhlich zu sein. Prächtige Menschen waren im Wirthshause versammelt, junge Burschen und Deandln, Alle in der schmucken Gebirgstracht, Alle heiter, die Alten wie die Jungen, und die fünf Musikanten spielten so einschmeichelnde Weisen und Tänze, daß Niemand widerstehen konnte. Die Alten wiegten den Kopf nach dem Tacte und schnalzten mit den Fingern, die Jungen drehten sich auf dem grünen Rasenplatz im Garten im ruhigen Ländler und aufregenden Schuhplattler.

Friedl hatte an einem einsam stehenden Tische Platz genommen und sah mit Vergnügen dem lustigen Treiben zu. Der Wirth, ein leutseliger Mann, gesellte sich

alsbald zu ihm und lud ihn ein, sich an der allgemeinen Lustbarkeit zu betheiligen. Er fragte Friedl, wohin seine Wandererschaft ginge; der aber gab als sein Ziel vorerst nur Mittenwald an. Im Laufe des Gespräches erfuhr Friedl, daß die meisten der anwesenden Burschen Holzarbeiter seien, die drinnen in der Riß das durch den Windbruch am Hange des Scharreiters zu Boden geschleuderte Holz aufzuarbeiten hätten, und der Wirth fügte hinzu, daß trotz des guten Verdienstes großer Mangel an Arbeitern sei.

Friedl fühlte, wie ihm die Röthe in's Gesicht stieg, als er von der Riß und den Waldungen des Scharreiters hörte. Dort war das Revier der schönen Tirolerin. O, die glücklichen Holzarbeiter! Sie konnten in ihrer Nähe sein, konnten sie sehen! „I wollt, i wär aa a Holzarbeiter d'rin am Scharfreiter!“ sagte er fast unbewußt, mehr zu sich selbst, als zum Wirth.

„Wenust dös willst, so bist es schon,“ erwiderte der Letztere. „Durt, an dem Tisch drenten, sitzt der Holzmoasta, — an' oanzigs Wórtl, und Du bist eing'stellt. Probir's auf acht Tag; wenn's Dir nit taugt, gehst wieder.“

„Auf acht Tag?“ meinte Friedl; „dös ist gar nit zwider!“

Seine Züge heiterten sich zusehends auf. Er dachte, Rom laufe ihm nicht davon; was liege daran, ob er acht Tage früher oder später dorthin käme. Nur einmal wünschte er noch die schöne Tirolerin zu sehen, ihren Namen zu erfragen, und dann, — ja, was dann? Das wußte er nicht.

Auf seine Bemerkung, daß er weder Arbeitsmontur noch Arbeitszeug habe, meinte der Wirth, daß Alles um Geld und gute Worte zu beschaffen sei, versprach ihm, Ranzen und Geld so lange zu verwahren, als er auf der Holzstube sei, und da Friedl mit Allem einverstanden war, rief er den Holzmeister herbei, der den jungen, wenn auch nicht besonders kräftig aussehenden Burschen gern unter seine Arbeiter aufnahm.

Friedl war seelenvergnügt über sein erstes Reise-Abenteuer, das ja von selbst gekommen, wie sein Vater richtig vorhergesagt. Dessen Rath, dabei klug zu sein, befolgte er ja auch, indem er einem Herzenstunsche nachkam und dabei Geld verdiente, was bis jetzt bei ihm noch nie der Fall gewesen. Er war jedoch vorsichtig genug, seinen jetzigen Wohnort nicht zu nennen, sondern nur den früheren im Chiengau anzugeben. Gleich den anderen Burschen vergnügte er sich auch mit Gesang und Tanz, und als er sich zu Bett legte, glaubte er kaum, den morgigen Tag erwarten zu können, der ihn wieder in die Nähe des fremden Mädchens bringen sollte.

Frohgenuth zog er beim Morgengrauen mit den übrigen Arbeitern quer über einen Sattel des Soierngebirges nach dem Rißthale und in das Revier des Scharreiters. Er theilte die ihm ungewohnte und beschwerliche Arbeit, wie jedes Ungemach, mit den Uebrigen, schlief mit ihnen in dem flüchtig aus unbehauenen Stämmen zusammengefügtten Blockhause, der Holzstube; nur wenn Abends Raß gemacht wurde, entfernte er sich von den Andern, um kreuz und quer den Wald zu durchstreifen, da er hoffte, es würde ihm gelingen, einmal der reizenden Tirolerin oder ihrem Großvater zu begegnen.

Mehrere seiner Kameraden stellten ihn zur Rede und warnten ihn halb ernsthaft, halb scherzweise vor den Waldweiblein oder Holzfräulein, die ganz in graues Baummos gekleidet sind und alte, runzelige Gesichter haben. Ihr Leben ist an das Leben der Waldbäume gebunden, und sie wohnen in hohlen Bäumen, schenken grünes Laub, das sich in Gold verwandelt, und spinnen das zarte Riesmos, das oft viele Fuß lang von einem Baume zum andern gleich einem Seile hängt. Sie sind keine Freunde der Holzhauer, und wehe diesen, wenn sie es unterlassen, auf den Baumstumpf mit scharfer Art drei Kreuze einzuhauen, so lange der Schall des fallenden Baumes noch hörbar ist; denn auf diese Stöcke setzen sich die Waldfrauen, wenn der wilde Jäger in Sturmwind und Angewitter durch die Wipfel des Waldes dahinjaußt und die Waldweiblein und ihre Männchen vor sich herbeht. Wollen sich die Holzfräulein an einem Holzhauer rächen, so verwandeln sie ihr altes Gesicht in ein jugendliches, das demjenigen der Geliebten des Burschen ähnlich ist, und locken ihn an eine Felswand, die sich sofort öffnet, aber auch gleich wieder, und zwar für ewig, hinter ihm schließt, wenn er so unvorsichtig war, dem Waldweiblein zu folgen.

Friedl lachte über diese Erzählung; gleichwohl unterließ er es nicht, die drei Kreuze in den Baumstumpf zu hauen und sich so gegen die Feindschaft der Waldgeister zu feien. Um so weniger nahm er Anstand, oft noch in der Dämmerung im Walde herumzustreichen und den Ameisler mit seiner schönen Enkelin zu suchen.

Da sah er einmal, als er wieder nach Feierabend allein zu Thale stieg, plötzlich vor sich eine hezenähnliche Erscheinung, in grauem, zerlumptem Gewande und grünem Kopftuch. Sie trug einen großen, wohlgepackten Sack über der Schulter und stieß beim Gehen den Berg-



Die Katholiken haben sich für die Stadt Wien von der großen  
 Hauptkathedrale ab, welche als Hauptort der Kirche die Stadt  
 Wien von Osten her beherrscht. Die Katholiken haben sich  
 in der Stadt Wien von der großen Hauptkathedrale ab, welche  
 als Hauptort der Kirche die Stadt Wien von Osten her beherrscht.

Die Katholiken haben sich für die Stadt Wien von der großen  
 Hauptkathedrale ab, welche als Hauptort der Kirche die Stadt  
 Wien von Osten her beherrscht. Die Katholiken haben sich  
 in der Stadt Wien von der großen Hauptkathedrale ab, welche  
 als Hauptort der Kirche die Stadt Wien von Osten her beherrscht.

Die Katholiken haben sich für die Stadt Wien von der großen  
 Hauptkathedrale ab, welche als Hauptort der Kirche die Stadt  
 Wien von Osten her beherrscht. Die Katholiken haben sich  
 in der Stadt Wien von der großen Hauptkathedrale ab, welche  
 als Hauptort der Kirche die Stadt Wien von Osten her beherrscht.

Die Katholiken haben sich für die Stadt Wien von der großen  
 Hauptkathedrale ab, welche als Hauptort der Kirche die Stadt  
 Wien von Osten her beherrscht. Die Katholiken haben sich  
 in der Stadt Wien von der großen Hauptkathedrale ab, welche  
 als Hauptort der Kirche die Stadt Wien von Osten her beherrscht.

Die Katholiken haben sich für die Stadt Wien von der großen  
 Hauptkathedrale ab, welche als Hauptort der Kirche die Stadt  
 Wien von Osten her beherrscht. Die Katholiken haben sich  
 in der Stadt Wien von der großen Hauptkathedrale ab, welche  
 als Hauptort der Kirche die Stadt Wien von Osten her beherrscht.

Die Katholiken haben sich für die Stadt Wien von der großen  
 Hauptkathedrale ab, welche als Hauptort der Kirche die Stadt  
 Wien von Osten her beherrscht. Die Katholiken haben sich  
 in der Stadt Wien von der großen Hauptkathedrale ab, welche  
 als Hauptort der Kirche die Stadt Wien von Osten her beherrscht.

stok fest auf den Boden. Friedl war es eigenthümlich zu Muth. Natürlich gedachte er sofort der Sage von den Waldweiblein, aber er war sich keines Fehls gegen dieselben bewußt, und dann fehlte ihm doch auch wieder der Glaube daran. Doch hielt er es für alle Fälle gut, mit einem christlichen Gruß sich bemerkbar zu machen. Deshalb rief er, als er der sonderbaren Gestalt ganz nahe war:

„Gelobt sei Jesus Christus!“

Da wandte sich diese um, und wer beschreibt das Erstaunen des jungen Mannes, als er das jugendlich schöne Gesicht der so sehnsüchtig gesuchten Tirolerin auf sich gerichtet sah.

„In Ewigkeit, Amen!“ erwiderte sie.

War das Hererei, war das Wirklichkeit? Dem Friedl galt das gleich. „Ja, Deandl,“ rief er, „bist es denn wirklich, die Tirolerin, die i am vorin Sumnta im Klösterl hint' troffen hab?“

„Wohl bin i's, und Du bist der Bua, der —“

„Ja, ja,“ entgegnete Friedl, da sie stockte. Nochmals sah er sie scharf an: wenn es halt doch am Ende ein Holzweiblein wäre, die ihn mit dem Gesichte der Tirolerin nur neckte!

„Wel, da schaußt, daß D' mi als Hex siehst?“ lachte diese, sichtlich darüber erfreut, den Burschen wieder zu sehen, der es ihr ja auch mit den rothen Nagerln angethan hatte. „Fürcht Di ebba gar vor mi?“ fragte sie dann.

„Na, gwiß nit!“ versicherte der Bursche. „Aber sag mir nur, was hast denn in dem Sack drin?“

„Woast denn nit, daß i a n Amashez bin? Amoaßen sind drin mit ihre Dar (Eier). Dös Sammeln is ja mei' G'schäft, und hierbei kannt koa saubers Gwand brauchen.“

Friedl mußte jetzt über sein erstes Erschrecken lachen. Er reichte dem Mädchen die Hand, welche sie erfaßte, ihm zugleich freudig in die Augen blickend.

„Deandl,“ sagte Friedl, „daß D' a Hex bist, dös woast i seit n Sumnta, aber Du bist a guata Hex, der i mi ergieb mit Leib und Seel.“

„I kam mi nit verhalten,“ entgegnete das Mädchen erröthend; „es pressirt ma, hoam z' komma.“

„So muast mir's erlaub'n, daß i Dir den Sack hoamtrag; i bin stärker als Du.“

„Dös schickt si' nit für a n Bauernsuhn,“ meinte die Ameiserin. „Aber hör, Du schaußt heunt aa nit grad nobel aus.“

„Ja no, i bin a Holzarbeiter drob'n am Scharfreiter; da jagt ma' halt aa loa' Sumntagwand an.“

„So bist Du grad der Knecht von dem Bauern gwen, mit demst am Sumnta vom Klösterl weggfah'n bist?“

„Natürli, so is's!“ log Friedl; „i bin grad a Knecht.“

„Schau, i woast's gar selber nit, warum mi dös gfreut, daß D' loa' Bauernsuhn bist,“ sagte das Mädchen, „daß D' aa grad a Arbeiter bist, sowie i; iagt denk i mi leichter zu Dir hin. Jez, was schwaz i dumms Zeug!“

„Schwaz nur zua!“ antwortete Friedl, den Sack von der Schulter des Mädchens nehmend und auf die jeinige ladend. „I trag Dir den Sack, und Du plauderst mir etwas vür. Vor Allem sagst ma, wiest hoast!“

„Franzei hoast i,“ erwiderte das Mädchen, „oder Franziska Gruberin aus Seefeld. D' Eltern san mir schon früh g'storbn, — Gott tröst's! — und der alte Dedl isch mei' oanzige Verwandtschaft auf der Welt. Er hat mi aufzog'n, und so isch's mei' Pflicht, daß i cam Beistand leist in sein G'schäft beim Sammeln und Verkaufen von die Amoaßen-Dar. Wir bleiben nur so lang in der Riß, bis ma die ganz' Waldung abgsuacht hab'n und nit mehr finden. D'raus in der Oswaldhütten an der Straß isch unser Hirwa (Herberge). Alle Samnta bring i die Amoaßen-Dar mit n Tölzer Boten eini auf Mittenwald, wo i's an an' Händler verkauf. So gwinn ma's Geld für unsern Unterhalt. Aber iag sag mir, wie Du hoast, und wo's D' herkommst?“

„Friedl is mei' Nam,“ entgegnete der Bursche. „Vom Chiemgau kimm i her, und — da bin i mit mein Herrn und seiner Tochter ins Klösterl g'wallfahrt, auf daß mi d' Himmelmuaatta b'schützen sollt auf a weitmächtigen großen Koaf, die i machen soll. No' ja, da hon i di g'hegn, Franzei, — und nacha bin i furtgroast. Bin aber nit weita komma, als bis auf Wallgau aufi.“

„No, die Koaf' is nit weitmächt' gwen,“ meinte die Tirolerin lachend. „Warum bist denn wieder umfehrt?“

„Warum?“ fragte der Bursche, nicht ganz ohne Verlegenheit entgegen. „Ja, woast, i geh halt gar so gern auf d' Holzarbeit, und weil i in Wallgau mit Holzern zjamtroffen bin, hon i mir denkt, gehst mit eana hintri zum Scharfreiter Windbruch, verdeant dir a bißl a Geld, und vielleicht kimmst dir dös Deandl nomal unter d' Hand, dös dir am Sumnta im Klösterl so viel g'falln hat. . . . Wart, da seh i schöne, rothe Amavöslu! Du hast a Freud mit die Bleamln, — i hol Dir an' Buschen.“

Er warf den Sack ab und näherte sich dem Felsen von dem die rothen Blüthen freundlich grüßten. Ein Wildbach zwängte sich durch eine schmale, klammhuliche Schlucht; der Rand war bewachsen mit den schönsten Blüthen, aber sie zu erlangen, war sehr gefährlich. Trotzdem hatte Friedl rasch einen Buschen gepflückt und ihn dem Mädchen übergeben.

Franzei dankte ihm erfreut und sichtlich beglückt. Schweigend gingen sie dann auf dem Felsensteig neben einander dahin.

„Gieb Acht!“ rief das Mädchen plötzlich, „der Steig isch da g'fährli. Schaug nit alleweil mi an, sondern auf n Weg; es geht tias awi auf der linken Seit; s' kunnt leicht a Unglück passiren.“

„Haß Angst um Dein Amoaßen-Sack?“ fragte Friedl lachend.

„Um Di hon i Angst,“ bekannte das Mädchen freimüthig. „Aber iag isch Dei Blag z' End, wir san an unserm Ziel. Wirf n' Sack nur ab.“

Sie waren auf einen freien Platz hinausgetreten, über welchen ein vom Scharfreiter herabkommender Bergbach im gerölligen Bett zur nahen Riß hinabstürzte.

„Und was g'schieht iag?“ fragte Friedl.

„Dös sollst glei seh'n,“ erwiderte das Mädchen, „was d' Amoaßen-Heren für a Hererei vollbringen.“ Und sie belehrte ihn und ließ ihn Einblick nehmen in das Geschäft der Ameisen-Heren. Dieselben suchen sich für's Erste einen Ort mit fließendem Wasser aus. An dessen Rand wird eine kleine Fläche mit einem seichten Graben umgeben und in diesen das Wasser ein- und herumgelaßt, sodas es beim Ausgang wieder ins alte Bett fließen kann und gewissenmaßen eine Insel gebildet ist. In der Mitte dieses so abgeschlossenen Platzes werden eine oder mehrere Gruben von Handhöhe gegraben, die mit Tannenzweigen zugedeckt werden, damit es darunter kühl und schattig ist. Der Platz muß sich überdies in sonniger Lage befinden, gewöhnlich nicht zu weit von der Wohnung entfernt.

Dann gehen die Ameisenjammler in den Wald, wo sie schon ihre bestimmten Bezirke haben, von denen sie wissen, daß daselbst viele Ameisen sind. Ihr Werkzeug ist eine Schaufel oder Kelle und ein leinzer Sack. Durch grobe Handschuhe schützen sie sich vor den Bissen der beraubten Thiere. Schon morgens um zwei oder drei Uhr brechen sie auf, da sie oft einen sehr weiten Weg machen müssen, um ihre Beute zu finden. Treffen sie nun auf einen geeigneten Ameisenhaufen, so streifen sie zuerst vorsichtig mit der Schaufel oder einem Stück Holz die aus Nadeln gebildete Oberdecke hinweg und schöpfen dann mit der Schaufel das ganze Nest in den Sack. Haben sie so mehrere Haufen ausgenommen, was in der Regel bis Mittag dauert, dann gehen sie zu dem bestimmten Plage und schütten dort die Ameisen mit den Eiern aus. Raum ist dies geschehen, so sind auch schon die Ameisen in vollster Thätigkeit, um die Eier in die mit Tannenzweigen zugedeckten Gruben zu tragen. Es ist wirklich rührend, mit welcher Geschäftigkeit die Thierchen die anvertraute Brut so schnell als möglich in Sicherheit zu bringen suchen. Aber die armen Geschöpfe arbeiten ihren Räubern in die Hände. Gegen Abend werden die gesammelten Eier in das mitgebrachte Behältniß geschüttet, der Eingang des Wassergrabens wird verstopft, damit die betrogenen Thierchen wieder abziehen können, insofern sie nicht mit den Füßen im Schlamm kleben bleiben.

Zu Hause angelangt, breitet der Ameiser die Eier auf einem Leintuche aus und reinigt sie von den anhängenden Nadeln. Um die noch mitgebrachten Ameisen wegzubringen, wird noch ein Tuch darüber gedeckt, welches etwas rauher ist, und an das sich die Thierchen sofort hängen. Sie werden entfernt, indem man die Decke in einiger Entfernung ausschüttelt. Hierauf werden die Eier auf länglichen Brettern ausgebreitet und auf dem gedeckten Söller des Hauses, der sogenannten Sommerlaube, an der Sonne gedörret. Diese gedörreten Eier werden dann in einem Korbe in die größeren Ortschaften gebracht und „maßeweis“ oder „löffelvoll“ als Vogelfutter verkauft. Der Erlös ist ein ziemlich guter, sodas die Dirnen auf ihren Sonntagschmuck, in welchem man schwerlich die „zuseligen Amashezen“ wieder erkennen dürfte, manches Stück Geld verwenden können.

Friedl hatte mit größtem Interesse dem Thun und Treiben des Mädchens zugeschaut und freute sich dabei ihres fröhlichen Geplauders. Sie hatte die Eier in eine große Schachtel geschöpft, welche sie in einer Stunde verstopft gehalten hatte, und war nun im Begriffe, mit ihrer Beute den kurzen Weg zur Oswaldhütte anzutreten, vor welcher sie bereits den alten Großvater stehen sah, der erwartungsvoll nach ihr auszublicken schien.

„Der Dedl wart' schon auf mi,“ sagte Franzei, „i kann mi nimmer länger verhalten. I sag Dir halt Glets Gott, daß D' mir den Sack tragu hast.“

„Den Köst' i Dir gern alle Tag tragu,“ entgegnete Friedl; „sag mir nur grad, wo i Di morgn wieder find'; dann sollst es wissen, zweg'n Dir ganz alloa' hon i

mei' Koaf' aufgeb'n und bin a Holzarbeiter wor'n, damit i ohne Aufsehn in Dei Näh kemma bin. Jaz, wo i Di g'unden hon, verlaß i Di nimmer. Franzei, sag mir's, wo i Di morgn im Wald wieder treffen kann.“

„Und warum dös?“ fragte das Mädchen erröthend.

„Warum? Muß i Dir's erst sag'n, daß i Di gern hon, daß D' mi überall hin verfolgst, wo i bin, bei Tag und bei Nacht, und daß's mi hinziagt zu Dir, wie n Sturzbach in's Thal?“

„Siehst nit dös Unheil, dös der Sturzbach anricht'?“ erwiderte Franzei ernst. „Schaug, wie er d' Baam umreißt und's Erdreich mitnimmt, wie er Alles ringsum vernurt (mit Sand und Geröll bedeckt), wo früher's Gras gewachsen isch und d' Bleamln blüacht hab'n. Friedl, i seh'g Dir's an, i glaub Dir's, i möcht sag'n, i g'pür's völli, wie quast daß D' mi bist; aber wenn Dir's wirk' a so isch, so bitt i Di um ons: versprich mir, daß D' thuast, was i hab'n will.“

„D' Hand drauf im voraus!“ rief Friedl, dem Mädchen die Hand reichend und ihr dabei mit aller Liebe in die dunklen Augen schauend.

„So verlang i von Dir, daß D' mi niemals mehr im Wald auffuacht. Willst mit mir zantomma, so findst mi alle Feiertag drin im Klösterl in der Hinterriß. Durt vor alle Leut gieb i Dir Red und Antwort, da lernst aa mein alten Dedl kenna, und mi wird's g'reum, wennst Di nit scheust, die arm Amashez anz'reden, — aber im Wald nimmer, versprich mir dös.“

„Du willst es a so hab'n,“ entgegnete Friedl, „so muast i Dir zuastimma, ungeru freit, aber Dei Wille is mir heili. Am Sumnta bin i d'rin im Klösterl; bis durthin denk i an Di Tag und Nacht.“

„So pfiat Di Gott, Friedl. Mei ganz's Denken bleibt bei Dir. Pfiat Di Gott!“

Rasch zog sie ihre Hand aus der seinen und eilte davon. Friedl war erst im Begriff, ihr nachzufolgen, doch besann er sich sofort eines Besseren. Ihre letzten Worte bereiteten ihm einen ganzen Himmel. Er wollte sein Versprechen nicht brechen, wollte sich, so hart es ihm auch fiel, gedulden bis zum nächsten Feiertage. Aber einen kräftigen Jubelschrei sandte er der sich Entfernenden nach, die denselben zu seiner unaussprechlichen Freude auch sofort erwiderte.

„Und geht's, wie da will,“ rief er jubelnd aus; „i brauch koan Dispens von Rom; 's Franzei wird die mei'!“

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Radrenn verboten.

## Das Salzburger Don Juan-Jubiläum.

Von E. Marquart Sauer.



Salzburg nennt sich mit Fug und Recht die Mozart-Stadt. Hier, wo der größte deutsche Tonbildner 1756 das Licht der Welt erblickte, wo er den fünften Theil seiner sämmtlichen Werke schuf, tritt uns die Erinnerung an ihn am unmittelbarsten entgegen. Seit 1842 erhebt sich auf dem Mozart-Platz ein von Schwanthaler modellirtes, ehernes Denkmal; in seinem „burtschaue in der Getreidegasse befindet sich das Mozart-Museum; auf dem Kapuzinerberge steht das „Zauberflöte-Häuschen“. Das mit Spenden aus aller Herren Länder begründete, in erfreulichem Aufblühen begriffene Conservatorium der internationalen Mozart-Stiftung trägt seinen Namen, und von Salzburg aus wurde das schönste Denkmal des Meisters, die Herausgabe seiner Gesammtwerke, bei Breitkopf und Härtel in Leipzig (1875—1885), veranlaßt und nachhaltig gefördert. Geht der durstige Wanderer in den frommen Stiftskeller von St. Peter, so trebenzt man ihm „Mozart-Wein“; die Juckerbäder verfertigen süße „Mozart-Krapfen“, aus den Schaufenstern der Buchhandlungen grüßt Mozart's Bildniß. Die Namen Salzburg und Mozart gehören zusammen, wie Florenz und Dante, wie Pefaro und Rossini, wie Weimar und Goethe und Schiller.

Salzburg ist stolz auf seinen großen Sohn, und mit Recht. Aber wenn es mit rühmender Pietät die Angedenken des großen Meisters pflegt und ehrt, so sähnt es damit im Grunde nur, was sein letzter geistlicher Herrscher, Fürst-Erzbischof Hieronymus Colloredo, gegen den Genius verbrochen hat. Die Nothe des Jornes und der Scham steigt uns in's Gesicht, wenn wir hören, wie dieser Kirchenfürst mit Mozart umsprang. Jahrelang zahlte er seinem schon als Kind als musikalisches Weltwunder angestammten „Hof- und Dom-Organisten“, welcher im Alter von fünfundsanzig Jahren bereits 176 größere und kleinere Musikwerke verfaßt hatte, der von Joseph II. und anderen Fürsten mit Huldbezeugungen aller Art überhäuft, vom Papste zum Ritter vom goldenen Sporen, von der philharmonischen Akademie zu Bologna zum magister composita, von der Vero-nese Akademie zum Ehrenmitgliede ernannt worden war, einen Monatsgehalt von 12 Gulden 30 Kreuzern, wies ihm bei Tische den Platz nach dem Leib-Kammerdiener, dem Hofkochen und Hof-Zuckerbäcker an und behandelte ihn bei jeder Gelegenheit mit der empörendsten Geringschätzung. Und weshalb dies Alles? Einfach darum, weil Mozart klein von Statur war und der erlauchte Herr keine Leute nicht leiden konnte! Der jahrelangen Qualereien und Nörgereien müde, forderte der Hof- und Dom-Organist endlich am 9. Mai 1781 seine Entlassung. Sein allergnädigster Landesherr ertheilte sie ihm mit den Worten: „So pade Er sich denn fort, Er Bursch, Lump, Fez!“ — Womöglich noch rüchichtsloser benahm sich zum Schlusse der Audienz der würdige Diener eines solchen Herrn, Graf Arco, der fürsterbischofliche Ober-Küchenmeister, gegen den armen Mozart. Welch ein Beitrag zu dem alten, trüben Kapitel von „Künstlers Erdenwallen!“

Doch genug der schmerzlichen Erinnerungen, und wenden wir uns allein zu dem in seinen Werken ewig lebenden Genius!

Daß die Mozart-Stadt den hundertjährigen Geburtstag der „Opern aller Opern“ in würdiger Weise begehen müsse, stand außer Frage. Nur über das „Wie“ gingen die Meinungen aus einander. Der Gedanke, den Tag mit einem großartigen Fest-Concerte zu feiern, blieb von vornherein ausgeschlossen, weil ein Opern-Jubiläum eben nur im Theater stattfinden kann. Hier aber ergaben sich sofort allerlei Schwierigkeiten. Das k. k. Theater in Salzburg, welches Mozart und seine Familie so oft besuchten, ist ein unansehnliches, unbequemes, winkeliges, 234 Jahre altes Gebäude, welches von Rechts wegen schon längst abgebrochen sein müßte. Seine jetzige Gestalt erhielt es im Jahre 1775. Es ist, wie die Salzburger sagen, ein „Scherben“. An diesem Uebelstande war nun einmal nichts zu ändern. Bestimmte man ferner für die Feier den wirklichen Geburtstag der Oper, — sie ging bekanntlich am 20. October 1787 in Prag zum ersten Male in Scene, — dann blieb man im Weichen nur auf die der heimischen Bühne zur Verfügung stehenden Kräfte angewiesen, und diese würden schwerlich ausgereicht haben. Das Don Juan-Jubiläum sollte aber unbedingt die Bedeutung eines Kunst-Ereignisses im großen Stile haben. Was war also zu machen? Da kamen Baron Sterned, der Obmann und Schöpfer der internationalen Mozart-Stiftung, und der unermüdete Schriftführer derselben, Director Engel, auf den glücklichen Gedanken, mit kühnem Griffe die Jubelfeier zu anticipiren und sie auf eine Zeit zu verlegen, wo fremde Kunstströme ersten Ranges zur Verfügung stehen und Salzburg, wie alljährlich, den Mittelpunkt eines riesigen Fremdenverkehrs bildet. Auf diese Weise konnte das Fest den Charakter einer internationalen Feier annehmen, und die Mozart-Stadt eröffnete damit zugleich den Reigen sämtlicher Jubiläums-Aufführungen. Ferner sollte die Oper genau in der Form vorgeführt werden, wie sie vor hundert Jahren zum ersten Male in Scene ging.

Dies das Programm, welches von der Leitung des Mozarteums nach reiflicher Ueberlegung angenommen wurde. Sofort setzte man sich mit den betreffenden Künstlern in Verbindung. Alle sagten bereitwillig ihre Mitwirkung zu. Die Rollen wurden vertheilt, wie folgt: Don Juan, Herr Reichmann; Donna Anna, Herr Witt; Donna Elvira, Fräulein Lehmann; Don Ottavio, Herr Vogel; Zerline, Fräulein Bianchi; Leporello, Herr Feli; Masetto, Herr Standigl; Komthur Herr Weiglein, — lauter Namen von vollem Klange. Die Leitung des Orchesters übernahm Hans Richter, die vorbereitenden Proben Director Hummel. Von dem Gedanken, die Oper genau in ihrer ersten Gestalt aufzuführen, mußte jedoch aus künstlerischen und drilischen Gründen theilweise Abstand genommen werden. Namentlich galt dies von der nur älteren Theaterbesuchern noch erinnerlichen, derb burlesken Scene des dummen Alcalde im ersten Acte („Sind Sie der Herr Don Juan?“), die übrigens mit der ersten Aufführung der Oper auch nichts zu thun hat, sondern erst später von dem Komiker Gottlieb in Wien eingelegt wurde. Dagegen erzielte man die Parlando-Stellen durch Secco-Recitative nach italienischer Art, und das Ständchen im zweiten Acte erhielt die ursprüngliche Mandolin-Begleitung. Der Platz, den die Familie Mozart im Theater einzunehmen pflegte, sollte durch einen Lorbeerfranz bezeichnet und das Gebäude auch äußerlich festlich geschmückt werden. Die Eintrittspreise bemah man nach denen der Wiener Hofoper, und die Aufführung wurde auf den 20. und 22. August festgelegt.

Kaum ward die Sache bekannt, so liefen auch schon von allen Seiten Bestellungen auf Plätze ein. Am 6. August begann der Billet-Verkauf in der Kerber'schen Buchhandlung. Schon um vier Uhr früh war das Geschäft unlagert, und als der Laden um halb acht Uhr geöffnet wurde, ging es zu wie bei einer Theater-Panik. Mehrere Frauen muhten ohnmächtig vom Platze getragen werden. In den Hotels entwickelte sich eine unerhörte Billet-Agitation; man bezahlte das vier- und sechsfache des ursprünglichen Preises. Trozdem muhten Hunderte darauf verzichten, der Vorstellung beizuwohnen.

Und nun die beiden Vorstellungen selbst! Das Haus gefüllt bis zum Giebel von einem Publicum, wie das Salzburger Theater es nie gesehen hat und schwerlich jemals wieder sehen wird. Sämtliche Mitwirkende thaten ihr Bestes. Was dies bei einem solchen Künstlerfeste beagen will, bedarf keiner Erwähnung. Der Chor bestand zum großen Theile aus jangesündigen Mitgliedern der ersten Salzburger Familien. Ein Geist der Weihe lag über das Haus gebreitet. Von Scene zu Scene steigerte sich der Beifallsturm. Hier konnte man sehen, wie ein unsterbliches Kunstgebilde noch auf die späten Entel zu wirken im Stande ist. „Die unbegreiflich hohen Werke sind herrlich wie am ersten Tag“, sagt der Erzengel im „Haus“. Fort und fort kam mir das tiefinnige Dichterwort in den Sinn, während ich von meinem Sperrfische hoch oben unter dem Dache hinabblühte auf die kleine, enge Bühne, auf welcher, ohne allen scenischen Brunk, Mozart's ewige Meisterleistung an uns vorüber zog. Wie vielen unter unseren heutigen Musik-Dramen mag wohl eine ähnliche Wirkung im Jahre 1887 beschieden sein?

Wo immer die deutsche Tonkunst eine Heimstätte besitzt, wird am künftigen 20. October Leporello murren: „Keine Kuh bei Tag und Nacht!“, wird Donna Anna ihren Geliebten „zur Nacht“ aufrufen, wird Donna Elvira fragen: „Wo werd' ich ihn entdecken?“, wird Don Juan Zerline einladen, mit ihm „auf sein Schloß“ zu kommen, wird der Komthur seinen Wörber auffordern, ihm „die Hand zum Bunde“ zu reichen. In reicherer, prunkvollerer Ausstattung, als in Salzburg, wird die Oper aller Opern über unsere Hofbühnen und über unsere großen Stadt-Theater gehen. Aber ein andächtigeres, kunstbegeisterteres Publicum, als in Salzburg am 20. und 22. August dieses Jahres, wird sie sicherlich nirgends finden.

Nachdruck verboten.

### Alte Freundschaft.

Von Alexander Baron von Roberts.

**U**ch glaubte, ihn los zu sein, — da brachte ihn mein Bursche abermals hereingeschleppt: „Haben Sie nicht verstanden, Pützmann, — der Koffer ist doch andrangirt!“

Da klingelte es gerade. Pützmann setzte den Koffer auf den Boden und eilte hinaus, um zu öffnen; er wurde draußen festgehalten, und so blieb ich mit

dem Koffer allein. Als wenn er sich eingestellt hätte, um Abschied von mir zu nehmen!

Es war drei Tage vor meiner Hochzeit, und ich hatte gründlich Inventur abgehalten über die zusammengestoppelten Siebenjachen meines Junggesellenkumers, über Erinnerungen, Briefschaften, verrätherische Stickerien, den ganzen Wust der Vergangenheit, der diesseits der Grenze zurückbleiben sollte. Die Zimmerluft roch noch nach dem Auto-da-fé, das vorhin die Stöße von Correspondenzen vernichtet.

Dem Koffer hatte ich nichts vorzuwerfen, als daß er altersschwach und invalide war; — er nahm sich dort unter dem lackirten und polirten Glanze der neuen Reise-Effecten ungemün schäbig aus. Die Riemen schlotteten um seinen eingesunkenen Leib; seine schmutzig-braune Haut zeigte Runzeln und Risse; eine der Handhaben war ausgerenkt, — was für Umstände man mit dem Gerümpel macht! Ich stand auf, um ihn mit dem Fuße in die Ecke zu schieben. Es gab einen dumpfen, hohlen Klang, und das Leder ächzte bei der Berührung; — ein unheimliches Mitleid ergriff mich plötzlich, als wäre es ein altes Houshior, dem nach jahrelangen, treuen Diensten, und nachdem es unbrauchbar geworden, der Garaus gemacht werden soll. Welch eine lächerliche Sentimentalität drei Tage vor der Hochzeit! Mein Frauchen würde schöne Augen machen, wenn ich ihr das Trödelstück, das aussieht, wie ein häßliches Ungeziefer, in unsere von Glück und Hoffnung blintende neue Wirtschaft einschmuggeln wollte.

Fort damit also! — Das heißt, wir wollen Abschied von einander nehmen, wie es zwei alten Freunden ziemt! „Heba, alter Kerl, ich dachte, wir hätten genug zusammen durchgemacht!“

D, er weiß! Er trägt ja die Erinnerungszeichen an seinem Körper, — bunte Hotel-Adressen und numerirte Passagiergutzettel, mit ihren allerlei Stationen in ganzen Schichten übereinander geklebt. Schablonen-Reisende wlegen aus der Schweiz ihre Alpenstöcke mit den eingebrannten Namen der bestiegenen Berge als renommirende Trophäe heinzubringen, — mit dem Koffer da konnte ich in ähnlicher Weise als Legitimation meiner Reisen und Fahrten prahlen. . . .

Erinnerst du dich noch, als wir beide jung waren, — als wir zusammen zum ersten Male hinausjagen in die weite, offene Welt? Du, schimmernd in deinem neuen Ledergewande, mit funkelnenden Beschlägen, — ich, der soeben mit der schmutzigen Dienstenants-Montur dem Puppenstande des Fähnrichs entschläpft war. Ein töstlicher Juchterienschrei ging von dir aus, und wenn man dich anfaßte, so klang das seine Girren des Leders wie ein leises Jauchzen der Freude, — hurrah, es ging in den Krieg! Wir sollten beide sofort in unseren Beruf versetzt werden; deiner ist das Fahren und Wandern, meiner der frische, fröhliche Krieg.

Es war eine innige Freundschaft! Wie oft, während wir durchnäht und erstartet, zum Tode abgehert, im Schlamme der Landstraße daherkameten, habe ich mich nach dir gesehnt, der du mir im Quartier die Erquickung trockener Wäsche bereiten würdest! Du warst mein Stuhl in Lager und Wirt; auf deinem geduldigen Rücken kitzelte ich die Briefe nach der Heimath; oft genug dientest du mir als Kopfstützen auf der von Alarm bedrohten Feldwacht.

Welche zärtliche Sorge, daß du nicht vergessen würdest, daß man dich hüßlich trocken bettete im Bagage-Wagen, — welche Angst, daß du dich verirren müdest! Einmal waren wir volle drei Wochen von einander getrennt. Ich glaubte dich verloren oder gar in Feindes Hand gerathen. Nie war ich mir so verwaist, so hüßlos, so unglücklich vorgekommen, als wäre ich meiner sichersten Stütze beraubt! Wie habe ich nach dir geforcht und gejamert! Welche Steckbriefe von Plüchen und Hornesausbrüchen sind dir von Seiten der Kompagnie nachgeschickt worden! Endlich tauchtest du wieder auf, — wahrhaftig, wie ich in der unbändigen Freude dieses Wiedersehens die Hände nach dir ausstreckte, sah es einer Umarmung wohl ähnlich. Sie hatten dich tüchtig herumgestoßen, du trugst allerlei Wunden, — Wunden einzuheimsen, gehört ja wieder zu unserem Berufe!

Sind nicht jene blaßbraunen Flecke Spuren des Blutes, die ein tapferer Jüngling vergossen? Wir Verwundeten lagen in einen Güterwagen zusammengedrängt; es war eine schauerliche, endlose Sturmnacht; gegen die Wände klatschte der Regen, und das Rasseln und Rütteln des verzweifelt langsam daherschleppenden Juges überdönte das Nachzen und Stöhnen hier innen. Eine müde Stalllaterne breitete ein trauriges Dämmerlicht über die gekrümmten Gehalten im Stroh; zuweilen huschte an den Stationen ein hellerer Laternenschein durch die Luftspalte der Schieberthür herein; dann leuchteten die blaffen, verzerrten Gesichter aus dem Dämmer.

Neben mir mein guter Kamerad, schwer getroffen, in sitzender Stellung gegen den Koffer geklehnt. Wir hatten Seite an Seite neben einander gesöhnt; eine Granate hatte uns gemeinsam hingerafft. Wie dankbar war er dir und mir für die erleichternde Stellung! Flüsternd, die Worte müßsam hervorkerkend, ordnete er sein Leptes. Sein Koffer, — es soll dafür geforgt werden, daß seine braven Eltern den erhalten, — wenn es — wenn es aus ist! Auch ihn verknüpfte eine so seltsame Freundschaft mit deinesgleichen! . . . Am Morgen, in dem trostlos fahlgrauen Lichte, fanden wir ihn, das Haupt gegen deine Seite zurückgesunken, und die Hände hatten im letzten Todeskrampf noch den einen Handriemen dort umkrallt. . . .

Dann sah ich dich Wache halten neben meinem eigenen Schmerzenslager in dem fürstlich ausgestatteten Saale, der als Lazareth eingerichtet war. Wie ein treuer Hund lagst du da, auf meine Genesung harrend, die so langsam vorwärts schlich. Du warst der stumme Gefährte meiner Träume und Gedanken. . . . Wie oft in der stillen, schlaflosen Nacht, in der Langeweile des Tages hielten wir geheime Zwiesprache mit einander; — es war, als liehest du liebliche Zukunftsbilder vor meinen Augen hergaulen. Ei, und welche Freude, als es hieß: „Nach Hause!“ — als wir, sorgfältig verpackt, heimwärts fuhren! Ich wußte es ja, du würdest dort zu Hause lieb empfangen werden; ich sagte dir ja, mein Mütterchen würde Thränen der Freude vergießen bei deinem Anblick. Und wie zärtlich hätschelten dich die Händchen der Schwester. Wir waren so stolz und so glücklich, wir Beide! Damals kamst auch du in die lang bedürftige Pflege, und der Sattler übte seine Chirurgen-Kunst an deinen Wunden.

Wir sind dann genug herumgestrichen in der Welt, — eine Zeit lang nahmen wir das Leben leicht! Wenn du geschwätzig sein wolltest, alter Knabe. . . . Aber wir haben einen Strich gemacht durch das Vergangene, und die Erinnerungen sind in Rauch aufgelöset. Ich bin ein Lieutenant gewesen, Du ein Lieutenants-Koffer, — das entschuldigst uns Beide. . . . Einmal nur fallest du aus der Rolle und spieltest den mo-

ralischen Civilisten. Wir fuhren zusammen im kühlen Nebel eines frühen Wintermorgens nach einem verhängnißvollen Rendez-vous im Walde. Du solltest als unberfängliche Hülle für einen gewissen unheimlichen Polikander dienen; — wir waren als Zeugen geladen, wie sich zwei tüchtige, lebensfrohe Menschen infolge einer Bagatelle mit den prächtig eifirten Pistolen dort im Kasten den Garaus machen wollten. Da, als ich, finster brütend, dir im Bogen gegenüber saß, fingst du an, Moral zu predigen, — was für ein entseßliches Ungehener doch die Ehre ist, die um ein Nichts, einen Stecknadelfnopf ein oder gar zwei Menschenleben in erbarungsloser Brutalität in den Sand niederstreckt. Deiner Philister-Moral ist es wohl zu verdanken, wenn dem ersten refulatlosen Angewechsel kein zweiter folgte, — du darfst stolz sein auf den Erfolg!

Aber genug! Da kommt Pützmann. Wir müssen scheiden! Ich selbst kann dir nicht das Gnadensbrod geben; aber es soll geforgt werden, daß du nicht in rohe Hände kommst. . . .

„Pützmann, wissen Sie Jemand, der den Koffer brauchen könnte?“

„Befehl, Herr Leutnant! Der kleine, hungrig aussehende Gelehrte im Hinterhause hätte stark mit dem Koffer geliebäugelt; er wollte zu Füngsten nach Hause reifen.“

„Meinewegen!“ — Jedenfalls wird er den braven Invaliden von einem Koffer nicht besten machen mit seinen drei Säckelchen.

Und ich machte mich fort, — eilends, meiner eigenen lächerlichen Behmuth zu entrimmen, als hätte ich den Befehl zur Execution eines alten Hundes gegeben, und ich fürchtete mich vor dem Analle des Gewehres, das ihm ein Ende machen soll.

Aber ich sollte ihn noch einmal wiedersehen. Drei Wochen darauf entstieg ich mit meinem Frauchen, von der Hochzeitsreise kommend, dem Eisenbahnzuge. Es war auf einer Kreuzungsstation, nahe meinem Garnison-Ort. Der Perron war von Auswanderern besetzt; auf Kisten und Säcken und Betten lagerten und saßen Männer und Weiber; Kinder wälzten sich umher. Da glaubte ich ein bekanntes Gesicht zu entdecken. Ein junger Schreinergehilfe aus dem Nachbarhause meiner ehemaligen Wohnung; er hatte sich überfällig in das Glend einer frühen Heirath gestürzt. Das Ehepaar saß auf einem Koffer, sie ein verummtes Kind im Schoße, mit starren Augen vor sich hinbrütend.

Mein Koffer! Mein alter Freund! Sie saßen darauf; ich hatte es sofort erkannt; schon von fern leuchtete mir das rothgelbe Riesenplacat des Hotel du Parc, Monte-Carlo, entgegen, das er an seiner Seite trug.

Ich machte mich an den Mann und fragte nach einigen einleitenden Worten, wie er zu dem Koffer da käme.

Er hätte ihn von dem gelehrten Herrn für eine Kleinigkeit erstanden. Der hätte kein Reisegeld gehabt, um nach Hause zu fahren. „Nun geht's nach Amerika!“

Was? Mein Koffer nach Amerika! Der alte, abgedankte Invalide soll ein neues Leben jenseits des Oceans beginnen? Das hätten wir Beide nicht geträumt! Er sah recht led, ja unternehmungslustig aus; sie hatten ihn zugestupt und von seinen Trophäen gereinigt; nur das effectvolle Placat war als Schmutz geblieben. Ich freute mich von Herzen über die Carriere, die er noch machen sollte, und ich will es nur gesehen, — hätte nicht mein herziges Weibchen mir am Arme gehangen, so konnte mich eine Lust anwandeln, ihn um seine Reise, seine Abenteuer im fremden Lande, ja um seine Freiheit zu beneiden.

„Was hättest Du denn in Monaco zu thun?“ fragte mich die Kleine schelmisch. „Ei — ei!“

Ich wandte mich mit ihr ab, um ihr die Bagatelle zu beichten. Und damit ade, du alter Freund! Ich fürchte, du könntest geschwätzig werden und noch mehr verrathen!

Nachdruck verboten.

### Vor hundert Jahren.

September 1787.

Von Ernst Schubert.

**A**m 8. September überreicht der preußische Gesandte von Thulemeyer den Staaten von Holland sein Ultimatum, welches dahin lautet, daß die preußischen Truppen nach Ablauf von vier Tagen die Feindseligkeiten eröffnen würden, wenn nicht der Erb-Staathalterin die gewünschte Genugthuung gewährt und die Schuldigen nach Gebühr bestraft würden. Die Staaten geben abermals eine lahme Erwiderung, erklären sich zwar zur Abfindung einer Gesandtschaft bereit, welche in Berlin die nöthige Aufklärung geben werde, weisen aber alle anderen Forderungen ab. Daraufhin überschreiten die preußischen Truppen am Morgen des 13. September die niederländischen Grenzen. Der Feldzug ist zwar nur gegen die obstinate Provinz Holland gerichtet; aber der Kriegsplan bringt es, namentlich mit Rücksicht auf ein etwaiges Eingreifen Frankreichs, doch mit sich, daß die Preußen auch durch zwei andere Provinzen, Utrecht und Geldern, vorrückten. Natürlich geschieht dies im Einverständnis mit dem Erb-Staathalter Wilhelm, der mit seinen wenigen treugebliebenen Truppen gleichfalls gegen die rebellische Provinz marschirt. Den Ober-Befehl über die preußische Armee führt der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der Lieblingsneffe Friedrichs des Großen; sein Generalstabs-Chef ist der Oberst, spätere General-Major Theodor Philipp von Pfan, dessen Geichichte des holländischen Feldzuges mehrere der im Folgenden angeführten Daten entnommen sind.

Eine ausführliche Darstellung der Kriegsthaten kann natürlich hier nicht gegeben werden; wir wollen vielmehr uns mit einigen Mittheilungen von allgemeinem Interesse begnügen. Die Stärke der preußischen Truppen betrug 26,000 Mann, die der Gegner etwa 20,000 wirkliche Soldaten und ungefähr ebenso viel Milizen. Die militärische Hilfe Frankreichs, auf welche der Troß der Provinz Holland gepocht hatte, beschränkte sich auf die Entsendung einiger Offiziere und hundert Artilleristen, welche jedoch nicht die französische Uniform trugen. Im preußischen Hauptquartier befanden sich mehrere fremde Offiziere, darunter Graf Fredor Kostopischin, der spätere Gouverneur von Moskau, der 1812 die Verbrennung dieser Stadt befohlen haben soll. Auch Herzog Karl August von Sachsen-Weimar traf im preußischen Hauptquartier ein, allerdings erst, nachdem die Entscheidung gefallen war.



Ankunft auf dem Bahnhofe zu Marienfelde.



Auf den Hügeln bei Marienfelde.

Die Sonnenfinsterniß bei Berlin. Von F. Wittig.

Eine wahre Völkerverwanderung entstand in der Nacht zum 19. August nach allen zur Beobachtung der Sonnenfinsterniß günstig gelegenen Punkten in der Nähe Berlins. Besonders zahlreich strömte die Menge nach dem Dorfe Marienfelde, wo viele Tausende auf den Stoppsfeldern und Hügeln sich zusammenfanden. Für die Stärkung solcher Menschenmassen reichte natürlich das kleine Stations-Gebäude nicht entfernt aus, und so waren denn vom Bahnhofe bis zu den Feldern lange Bänke und Tische aufgeschlagen, Kaffeeläden und Buffets im Freien errichtet. Das sanft ansteigende Hügel-Terrain bei Marienfelde war durch Errichten von Fahnenstangen und Aufhängen allerlei bunter Wimpel zu einem richtigen „Festplatz“ umgewandelt worden, auf welchem

die mächtigen Möbelwagen die begehrtesten Aussichtspunkte bildeten. Bunt durch einander standen hier Vornehm und Gering, Jung und Alt, die wissbegierigen Großstädter und die naiv staunenden Dörfler. Die Enttäuschung, welche den meisten Beobachtern der Sonnenfinsterniß bereitet wurde, blieb auch hier nicht aus. Nicht die volle Verfinsternung bekamen die Berliner zu sehen, da gerade im Momente derselben mißgünstige Wolken den Sonnenball verhüllten; doch gleich darauf lichtete sich der Flor, und drei Viertel der verfinsterten Sonnenscheibe zeigten sich den Blicken. Wohl hatte sich im Momente der totalen Verfinsternung, da Alles sich in einen fahlen Schleier hüllte und die Vögel, welche eben jubelnd den

anbrechenden Tag begrüßt hatten, ängstlich verstummt, ein tiefes Schweigen über die Menge gelagert; aber die Unverfrorenheit der Berliner gewann schnell wieder die Oberhand. „Bravo“ riefen sie der halb schon wieder lächelnden Frau Sonne zu, gleich als habe diese nur um der lieben Sprev-Athener willen das seltene Schauspiel veranstaltet, und wer glücklich einen Trunk erobert hatte, schwentte wohl mit fröhlichem „Prosit!“ der Lichtspenderin den Krug, sowie wir dies auf unserem Bilde die junge, feste Dame thun sehen. Der Luftballon, den wir rechts von dieser Gruppe in der Höhe erblicken, war von dem militärischen Ballon-Detachement aufgelassen worden.

Diese erfolgt Schlag auf Schlag. Schon am 15. September räumt der Rheingraf von Salm heimlich die Stadt Utrecht unter Zurücklassung von zweihundert Kanonen, und am folgenden Tage hält der Erb-Statthalter seinen Einzug. Am 17. September erobern die Preußen die Festung Gortum, besetzen Nieuport und Schonhoven, einige Tage später die Festungen Nieuwersluis, Weesp und Naarden, worauf am 26. September zur Einleitung von Friedens-Unterhandlungen ein Waffen-Stillstand abgeschlossen wird. Schon vorher hatten die Staaten von Holland beschloffen, die Suspension des Erb-Statthalters als General-Kapitän aufzuheben, ihm das Kommando im Haag wiederzugeben und seine Gemahlin zu erlösen, dorthin zurückzuführen. Zugleich wurde die Diffens-Commission in Woerden, welche die Kränkung der Erb-Statthalterin verschuldet hatte, aufgehoben und den Einwohnern der ganzen Provinz befohlen, Orange-Cocarden anzulegen. Sämtliche Freicorps wurden für aufgelöst erklärt, — ein Befehl, der recht überflüssig war, denn dieselben hatten sich schon nach den ersten Erfolgen der Preußen in nichts verflüchtigt, sowie es in dem preussischen Soldatenliede von 1787 heisst:

Run liegt die Patrioten-Schar  
Schon wirklich auf der Todtenbah!  
Und wird hinausgetragen.  
Was wird nun wohl die ganze Welt,  
Wobei sie sich so bloßgestellt,  
Von diesen Hasen sagen?  
Täglich, täglich  
Wird es heißen: vor der Preußen  
Heldenscharen  
Flohen diese Janitscharen.

Am 20. September hält der Erb-Statthalter nach zweijähriger Abwesenheit wieder seinen Einzug im Haag. Unter Kanonendonner und Gewehrsalven wird er feierlich eingeholt, und eine Viertelstunde vor der Stadt spannt man ihm die Pferde aus. Am 26. September trifft auch die Erb-Statthalterin wieder im Haag ein, und ihr zu Ehren wird eine allgemeine Erleuchtung der Stadt angeordnet. In sämtlichen Kirchen Hollands finden Dankpredigten für die „erfolgte glückliche Revolution“ statt, in allen Städten wird die alte Constitution wieder hergestellt und werden die oranischen Beamten wieder eingesetzt. Ueberall erklingen wieder das so lange verdönte „Orange boven“ und der alte Sturmgesang der Geusen: „Wilhelmus von Nassauen“. Eine Gesellschaft zu Rotterdam setzt auf das beste Gedicht zur Feier der Rückkehr des Statthalters einen Preis von fünfzig Ducaten aus. Allerdings hat dieser lokale Jubel auch seine Reifeite: der Böbel der Städte, der vorher seine Lust am Tumultuieren und Rauben an den oranischen Gefinnten betätigt, wendet sich jetzt wider die Patrioten, und nicht immer gelingt es den Behörden, arge Gewaltthätigkeiten zu verhüten.

Aus den Kriegsthaten der preussischen Truppen seien noch zwei besonders hervorgehoben. An der Arteler Schleiße nahm am 17. September der Major von Hirschfeld mit sechs Jäten-Husaren ein Corps von sechs Offizieren und dreihundert Mann gefangen, nicht etwa Miliztruppen, sondern regelrechte Soldaten. Der tapfere Major, — es ist derselbe Held, der am 27. August 1813 in dem blutigen Treffen von Hagelsberg den Sieg erfocht, — erhielt für diese erste Waffenthat, die ihn berühmt machte, den Orden pour le mérite.

Noch außerordentlicher indessen, als dieses Husarenstückchen, erschien ein anderes, die Eroberung eines Kriegsschiffes durch den General Eben mit einer Hand voll Husaren. Bei Breeswouk war eine holländische Fregatte von zehn Kanonen und sechsundsiebzig Mann auf den Sand gerathen. Nach kurzem Widerstande ergab sich das Schiff dem General. Der Herzog von Braunschweig machte ihm die auf zehntausend Gulden geschätzte Fregatte zum Geschenk, und so kam die Flagge derselben in die Kirche des dem General gehörigen Gutes Rosen in Schlesien.

Auch diese That findet ihre Verherrlichung in einem Soldatenliede von 1787, in welchem es heisst:

Sonst können die Husaren nur  
Allein zu Lande kriegen,  
Allein ihr habt die Kunst gelernt,  
Fregatten zu besiegen.

Obwohl nun Frankreich in die niederländischen Wirren nicht eingegriffen, so hat es doch ansehnliche Truppen an der Grenze zusammengezogen, die jeden Augenblick zur Action übergehen können. England gedenkt, diesen Schritt mit der Blockade der französischen Häfen zu beantworten, und betreibt fieberhaft die Ausrüstung der Flotte. Den Matrosen, die sich freiwillig anwerben lassen, wird ein hohes Handgeld geboten, und außerdem finden am 22. September in allen Seehäfen Preisgänge statt. In London beginnt der Preisgang Mittags um ein Uhr, an beiden Ufern der Themse und mitten auf dem Strome. Da seit fünf Jahren eine derartige Gewalt-Maßregel nicht vorgekommen war und nicht das Geringste von einer solchen verlautet hatte, so werden die Fischer und Seelente vollkommen überrascht, und das Resultat des Preisganges ist ein überaus günstiges. Ging man doch bei demselben auch so radical vor, daß auf den Kauffahrt-Schiffen Niemand als der Kapitän belassen wurde; selbst die Schiffsjungen wurden gepreßt. So hat man denn bis Abends neun Uhr in London zweitausend Mann beisammen, die sofort nach Chatam geführt werden. Längs der ganzen Themse aber flüchten alle Arbeitsleute, sodaß die Geschäfte auf und an dem Flusse vollkommen still stehen; indessen weiß man sich zu helfen, indem man die Themse-Schiffe mit Fischerknaben „bemannt“, die vor dem Pressen sicher sind. Die Zahl der im ganzen Königreich am 22. September gepreßten Matrosen wird auf zehntausend geschätzt.

In Frankreich herrscht, im jähren Wechsel der Volksstimmung, großer Jubel, da der König die neuen Auflagen des Stempels und der Territorial-Subvention wieder aufhebt. Das nach Tropes verbannte Pariser Parlament ist hierüber so gerührt, daß es am 19. September beschließt, seinen ersten Präsidenten an den König zu senden und ihm Dank zu sagen. Die letzte Verammlung zu Troyes findet am 24. September statt. Bei der Rückkehr nach Paris finden die Parlamentsräthe die Landstraßen mit Bayern angefüllt, welche blumenumwundene Stäbe in den Händen tragen, und in Paris bereitet man noch größere Ovationen vor. Aber die Herren Räte erhalten die Anweisung, sich zunächst nach ihren Landgütern zu begeben, welchem Befehle sie natürlich Folge leisten.

In Preußen gelangt ein Prozeß von welthistorischer Bedeutung zum endgültigen Abschluß. Die Forschung zerstört grausam auch die schönsten Legenden, und so ist es längst bekannt, daß Friedrich der Große in der Sache des Müllers von Sanssouci den fünf Räten, die er nach Spandau

schickte, bitteres Unrecht that, dem Müller Arnold aber einen ganz unberechtigten Vermögens-Vorteil zuwendete. Zu Lebzeiten des großen Königs war an dem allerhöchsten Urtheilssprüche nicht zu rütteln, aber nach seinem Tode wurde der Prozeß wieder aufgenommen, über dessen Ausgang die Berliner Blätter vom 20. September 1787 folgende amtliche Nachricht bringen:

Die Revision der Müller Arnold'schen Sache ist nun ganz zu Ende. Das Tribunal hat die vorigen Urtheile der Neumärkischen Regierung und des Kammergerichts bestätigt. Daraus würden die Folgen entstanden sein, daß die Arnoldschen Erben dem Herrn von Gersdorf, der Gräfin von Schmettau und den fünf unglücklichen Räten allen Schaden ersetzen, auch die Mühle zum Verkauf gestellt werden müssen. Des Königs Maj. hat diese Sentenz auch genehmigt, erklärt sich in dem beschlossenen Kabinettsbefehl an des Hrn. Großkanzlers Excell. jedoch folgendermaßen:

„Da aber der Arnold, wosern seine Mühle verkauft werden sollte, außer Stande ist, diejenigen 1784 Thaler zu erstatten, deren Ertrag dem von Gersdorf mit 200, der von Schmettau mit 600 und den verunglückten Räten mit 984 Thalern gebührt: so habe ich, um diesen zu dem Ihrigen zu verhelfen, den Beschluß gefaßt, die ganze Summe der 1784 Thaler anzurufen. Ihr könnt solche von meinem Kriegs- und Hofstaatsrentmeister Buchholz einziehen und in Ansehung der Vertheilung das weitere nöthige verfügen.“

Friedrich Wilhelm.“

## Aus der Frauenwelt.

**Kaiserswerth.** — Der vor kurzem von der Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth herausgegebene fünfzigste Jahresbericht giebt ein erfreuliches Bild von der segensreichen Thätigkeit jenes Institutes und seiner zahlreichen Tochter-Anstalten. In Kaiserswerth selbst befinden sich zehn verschiedene Anstalten mit 94 Schwestern, nämlich ein im Jahre 1833 gegründetes Asyl und das Magdalenen-Stift mit durchschnittlich 20 Pflöglingen, eine Kleinkinder-Schule mit 80—90 Kindern, ein Krankenhaus mit 100 Kranken, ein Mädchen-Waisenhaus mit 34 Kindern, ein Lehrerinnen-Seminar mit 70 Pflöglingen, eine Seminar-Vorschule mit 9 Pflöglingen, eine Heil-Anstalt für evangelische weibliche Gemüthskranke mit 45 Patienten, eine Diakonissen-Schule mit 18 Pflöglingen, das Paul-Gerhardt-Stift für alleinlebende kränkelnde Frauen mit 40 Pflöglingen und das Oekonomie-Anwesen. In der Rheinprovinz sind 236 Diakonissen auf 110 Arbeitsfeldern in Spitälern, Kleinkinder-Pflegeanstalten, in der Gemeinde-Diakonie, in Mädchen-erziehungs- und Mädchenbildung-Anstalten thätig; in Westfalen 98 Schwestern auf 36 Arbeitsfeldern; im übrigen Deutschland 67 Diakonissen auf 16 Arbeits-Gebieten. In Berlin allein verrichten 44 Diakonissen auf verschiedenen Gebieten Dienstleistungen. In ganz Deutschland bestehen ferner 13 Tochter-Anstalten von Kaiserswerth mit 54 Diakonissen. Dazu kommen die außerdeutschen Tochter-Anstalten mit 66 Diakonissen, namentlich das Hospital in Alexandrien mit täglich 83 Kranken, die Anstalten in Syrien, ein Kinder-Erziehungshaus in Beirut mit 130 Kindern, ein Diakonissen-Lehr- und Erziehungshaus mit 117 Kindern, ein Schwestern-Erholungsort und eine Schule in Acrea am Libanon; in Kairo das Diakonissen-Hospital Victoria mit täglich 18 Kranken, in Jerusalem ein Hospital und das Erziehungs-Haus Talitha Kumi, letzteres mit täglich 40 Kranken, letzteres mit 113 Kindern; in Smyrna ein Diakonissen-Lehr- und Erziehungshaus mit 158 Schülerinnen, ein Mädchen-Waisenhaus mit 21 Kindern und ein Schwestern-Erholungsort in Karatach bei Smyrna; in Florenz ein Diakonissen-Lehr- und Erziehungshaus mit 100 Kindern. Die Einnahmen der Kaiserswerther Anstalten betragen im Jahre 1886 die Summe von 370,000 Mark, darunter an Gaben und Beiträgen aller Art 176,000 Mark; aus dem Buchhandel der Anstalt wurden 22,000 Mark erzielt, der Rest aus Pflege-, Kost- und Erziehungs-Geldern.

**London.** — Der Königin Victoria ist nachträglich noch ein Jubiläum-Geschenk von den Strauß-Züchtern und den Frauen der Kap-Kolonie aus Kapstadt zugegangen. Die Festgabe besteht aus zwei Häkern, welche aus 963 Straußfedern und aus afrikanischen, mit Gold verziertem Elfenbein hergestellt wurden. — Die auf dem Schloßhügel zu Winchester errichtete Bronze-Statue der Königin Victoria wurde in Gegenwart der Prinzessin Luise feierlich enthüllt. Die Statue stellt die Königin auf dem Thronesself sitzend, in ihrer Krönungsrobe und mit einer Krone auf dem Haupte, dar. In der rechten Hand hält sie das Scepter, in der linken den Reichsapfel. Das Monument überragt eine Figur der Siegesgöttin, und eine große, aus Krystallen gebildete Reichskrone schmückt einen die ganze Gruppe überdeckenden Baldachin. Hinter dem Thronesself steht die Figur der Britannia, ein Modell des „Royal Harry“, eines der bedeutendsten Kriegsschiffe der englischen Marine, in der Hand haltend. Die Kosten der Statue hat der Ober-Sheriff Whitlaster aus eigenen Mitteln bestritten und dieselbe der Grafschaft Hampshire als Erinnerung an das Regierung-Jubiläum der Königin zum Geschenk gemacht.

— Die bewährte Interpretin deutscher Poesie in England, Frau Käthe Freiligrath-Kroeker, deren englische Ausgabe der Gedichte Heine's wir unlängst an dieser Stelle erwähnt haben, steht wiederum im Begriffe, Erzeugnisse deutscher Dichtkunst in englischer Bearbeitung herauszugeben. Die für gleichzeitige Veröffentlichung in England und Amerika vorbereitete Arbeit besteht in einer Folge der Märchen Brentano's in Frau Kroeker's Uebersetzung. Bekanntlich fanden die ersten, im Jahre 1885 erschienenen Märchen, in der trefflichen Bearbeitung durch Frau Kroeker und in der künstlerischen Ausstattung mit Illustrationen von der Hand des Herrn F. Garuthers Gould, ungemeinen Anklang, und nach diesem großen und allgemeinen Erfolge darf es kaum Wunder nehmen, daß binnen Jahresfrist das Verlangen nach einer Fortsetzung des Unternehmens an die Uebersetzerin herantrat. Frau Kroeker hat sich mit der Erfüllung dieses von Amerika ausgegangenen Wunsches keiner leichten Aufgabe unterzogen. Brentano's Eigenthümlichkeiten, vor Allem seine originellen Sprachwendungen und die bedeutsamen, oft wunderbar drolligen Namen, an denen die Erzählungen dieses zweiten Bandes überaus reich sind, müssen die Wiedergabe der phantastischen Dichtungen außerordentlich erschwert haben. Das Buch, das noch im Laufe des September in London, unter dem Titel „New Fairy Tales from Brentano told in English by Kate Freiligrath-Kroeker“ zur Veröffentlichung gelangt, ist, gleich dem ersten Bande, mit Illustrationen von F. Garuthers Gould geschmückt. Die Auswahl umfaßt: „the Story of Gockel, Hinkel and Gackeleia; the Story of Frisky-W'sky (Wigenspiegel);

the Story of the Myrtle Maiden (Myrten-Fräulein); the Story of Brokerina (Kommanditche); the Story of old Father Rhine and the Miller (Märchen von dem Rhein und dem Müller Rablauf).

**Rom.** — Die Prinzessin Clotilde Bonaparte, Schwester des Königs Humbert von Italien, hat für den Papst einen prachtvollen, mit Goldblumen übersäeten Talar aus weißem Satin gestickt. Das Geschenk wird der Ausstellung, welche im Vatican aus Anlaß des päpstlichen Priester-Jubiläums veranstaltet werden soll, einverleibt werden und jedenfalls eine der größten Merkwürdigkeiten derselben bilden.

**Madrid.** — Die Schwiegermutter der Christine Risson, Gräfin de Casa-Miranda, ist hier im Alter von achtundneunzig Jahren gestorben. Die Verewigte, welche sich in der Madrider Gesellschaft eines großen Ansehens erfreute und in früheren Jahren die Erziehung der Kinder des Herzogs von Montpensier geleitet hatte, wurde auf Kosten des Legation mit großem Pompe beerdigt.

**Petersburg.** — Unter den vielen Jüngern der Sternkunde, welche zur Beobachtung der Sonnen-Finsterniß nach Rußland gekommen waren, befand sich auch ein weiblicher Astronom, Miß Elvira Cook. Die gelehrte Miß ist die Tochter eines englischen Mechanikers, wurde in Moskau geboren und verlebte dort ihre Kinderjahre. Später verließ sie aber mit ihrem Vater das russische Reich und studirte unter der Leitung berühmter Gelehrten Astronomie.

## Die Mode.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Wien. F. A.** — Zahllos, wie die „Modifarben“, sind auch die Farben-Zusammenstellungen. Zu den bevorzugtesten gehört die Vereinigung eines dunklen Goldbraun mit „rose corail“. Für höchst gewählt gilt eine Robe aus rosenfarbenen crepe de Chine oder Boile mit einem Schnebbengürtel aus braunem Moiré antique. Apart wirkt der Contrast eines Schnebbengürtels aus weißem Moiré antique zu einer leichten, dunklen Foulard-, Boile- oder schwarzen Spitzen-Robe.

An den bequemen, practischen Kostümen der vier- bis fünfjährigen Mädchen, mit ihren lose gequärtelten ausgeschnittenen Blusen-tailen, ihren bunten Schärden, farbigen Strümpfen und gestreiften Paletots aus grobem englischen Stoff für kältere Tage, wird die Wintermode kaum etwas ändern, es wäre denn, daß die schwereren Stoffe, wie Tuch und Sammet, hier und da eine kleine Modification der Schnitte nothwendig machten.



**Paris. B. de G.** — Ein elegantes Morgen-Häubchen, kaum größer als die hohle Hand, welches bestimmt ist, bei den Dejeuners während der Jagdzeit den Scheitel der Schloßfrauen zu schmücken, besteht aus einem Puff weißer Spitzen, die mit Perlen und bunten Steinen muschelförmig benäht sind. In der Mitte des Puffes erhebt sich eine Perlen-Kigarette.



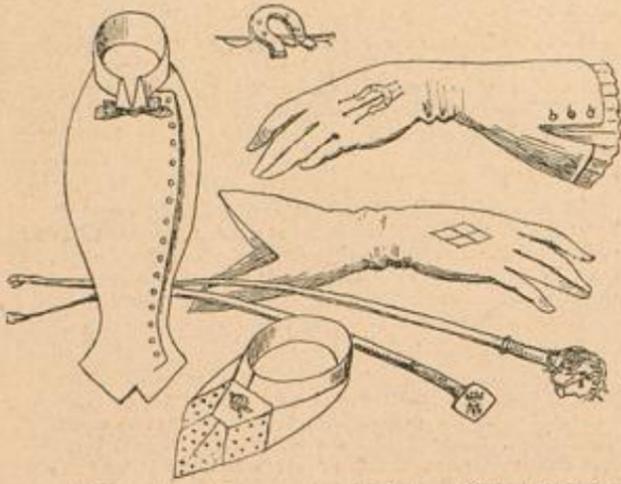
Das halb städtische, halb ländliche Reit-Kostüm, in diesem Jahre die beliebteste Form desselben, besteht aus grauer Bigogne, mit Weste und Cravate aus weißer Faulle. Die Kermel sind kurz und werden durch halblange schwedische Handschuhe ergänzt. Ein grüner Gazehleier schlingt sich um das eigenthümlich geformte Hüßchen. Stiefel aus dunkelgrauem Rehleder. (Bezugsquelle: W. Engel, W. Kronenstr. 65.)



**Wien. F. A.** — Der einzige Schmuck, den die Mode für die Sommer-Saison zulässig findet, ist der Phantasie-Schmuck. Für die Erfindungsgabe der Producenten auf diesem Gebiete spricht die Menge der Novitäten, sowohl aus emailirtem Silber, als auch aus Silber-Mosaik; letzteres ist ein aus schmalen, vergoldeten Bändchen und verschiedenfarbig oghbirten Würfelchen zusammengesetztes Fabrikat, welches, mit Filigran-Ornamenten, Ketten, Vällchen ausgestattet, die zierlichsten Schmuckgegenstände liefert. Unter den Emaille-Arbeiten erregte hauptsächlich eine höchst originelle Broche unsere Aufmerksamkeit. Dieselbe bestand in einem aufgespannten Miniatur-Sonnenschirm aus Silber, genau den gebräuchlichen, modernen Sonnenschirmen nachgebildet; die Emaille-Farben gaben getreu unsere beliebten Modetönen wieder.

Die Abbildungen der folgenden Seite geben den mannigfachen Zubehör eines Reit-Kostümes: Weste aus weißem Piqué, zu einer von oben an gedöfneten Taille zu tragen. Glatte Cravate aus gemustertem und ungemustertem creu-Feinen, mit Nadel in Altleder. Gewöhnlicher Handschuh aus Tiroler Leder; eleganter Handschuh aus weißem schwedischen Leder, mit weißer Seiden-Stiderei in

Duseisen-Form. Beitsche mit silbernen, durch Giffre und Krone in Gold verziertem Knopf; eine zweite mit geschlitztem, hölzernen



nem Pferdekopfe und Ornamenten aus Silber. Schwarze Emaillirte Brosche, mit Rubinen besetzt. (Bewusstseins: Handschuh: G. Wolter, W. Friedrichs, 178; Reitschuh: W. Schmitt; 3. D. Werner, W. Friedrichs, 172; Schmuck: J. Michaelis, W. Leipziger Str. 31.)



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Diner von sieben Gängen.

- Suppe à la reine. Recept 1304.
Schinken in Burgunder Recept 1305.
Steinbutte mit Anchovis-Sauce Recept 1306.
Epigramme von Kalbsmilch mit Champignons Recept 1307 u. 1308.
Rebhühner mit römischem Salat. Recept 1309.
Artischoden à la Lyonnaise.
Gefrorenes à la Chateaubriand

Recepte.

1304. Schinken in Burgunder. Ein zarter, nicht zu großer Schinken, — am besten ein Bayonner Kochschinken, der wenig geräuchert ist, — wird mehrere Stunden gewässert und nach dieser Zeit in einem genügend großen Kessel, mit reichlich viel Wasser, auf's Feuer gesetzt. Sobald letzteres zu kochen beginnt, zieht man den Kessel zurück, läßt den Schinken langsam 4 bis 5 Stunden kochen, nimmt ihn aus der Brühe, zieht die Schwarte ab und entfernt das Fett. Während dessen läßt man eine Flasche Burgunder mit einigen Nellen, Pfefferkörnern, ein wenig ganzem Zimmet und Zucker in einer Casserole aufkochen, legt den Schinken in diesen Fond, bedeckt die Casserole mit einem Deckel, auf den glühende Holzkohlen geschüttet werden, und glacirt den Schinken unter öfterem Begießen. Ist der Fond dick eingeloht, so nimmt man die Casserole vom Feuer, läßt indessen bis zum Anrichten die glühenden Kohlen auf dem Deckel. Nun schneidet man den Schinken in feine Scheiben, setzt ihn möglichst in seine ursprüngliche Form zusammen, überfüllt ihn mit etwas Fond, garnirt ihn mit glacierten Zwiebeln, weich gedämpften Maronen und Kartoffel-Beignets und giebt eine braune, mit Weißwein verlockte und mit Zitronensaft abgeschärft Sauce, die mit dem noch übrigen Schinken-Fond durchgezogen ist, apart dazu. Zu den Kartoffel-Beignets kocht man etwa 2 Liter abgeschälte Kartoffeln in Wasser mit Salz weich, streicht sie durch ein Sieb, vermischt sie mit 125 Gr. Butter, ein wenig Muskatnuß und 3 Eigelb und formt von dieser Masse entweder wallnuthgroße Kugeln oder runde, flache Croquets, die man in Backfett schön goldgelb bäckt.

1305. Steinbutte mit Anchovis-Sauce. Die Ostender Steinbutten sind die bevorzugten, von denen man auf die Person 1/2 Pfund rechnet. Man trägt den Fisch ab, schneidet die Steine aus, macht auf der weißen Seite unter dem Riemendeckel einen Einschnitt, entfernt die Eingeweide und wäscht den Fisch ab. Nachdem Flossen und Schwanz gestutzt sind und die Rückengräte, —

um das Einreißen des Fleisches zu verhüten, — unter dem Kopfe durchschnitten ist, legt man den Fisch in eine passende Wanne, kocht ihn 15 bis 20 Minuten auf hellem Feuer und läßt ihn, bis zum völligen Weichwerden, etwas abheißt verdeckt ziehen. Auf einer mit einer Serviette verhebenen Schüssel angerichtet, — die weiße Seite nach oben, — wird die Steinbutte mit Petersilie und abgekochten, geschälten Kartoffeln garnirt. Eine dazu servirte Anchovis-Sauce besteht aus einer weißen Butterlauge, die mit einigen Löffeln englischer Anchovis-Essenz aufgezoogen wurde.

1306. Epigramme von Kalbsmilch mit Champignons. Eine ausreichende Portion starker, weißer Kalbsmilch wird gewässert, in heißem Wasser fleiß gemacht, in herzförmige, fingerdicke Stücke geschnitten und, leicht beschwert, bis zum Erkalten zwischen zwei Brettern gelegt. Dann spickt man die Hälfte, und zwar die besten Stücke, mit feinem Speck, während die andere Hälfte mit etwas Bouillon und einer Zwiebel weich gekocht wird. Ist dies geschehen, so taucht man die gekochten Stücke in eine weiße Sauce, die von Bouillon, weißem Mehl und einem Glase Weißwein bereitet und mit Zitronensaft abgeschärft, so dick sein muß, daß sie, erkalte, fest auf den Stücken haften bleibt. Dann panirt man letztere erst mit geriebener Semmel, darauf mit Ei, Semmel und Parmesanlase. Frische, feste Champignons passirt man inzwischen, sauber gepußt, in Butter und mit Zitronensaft und kocht den Champignon-Fond mit weißem Mehl und einem Glase Weißwein zu einer sämigen Sauce, die man mit einigen Eigelb abzieht. Etwa eine halbe Stunde vor dem Anrichten wird die gepickte Kalbsmilch in einem Ofen mit Butter, etwas Bouillon, einer Zwiebel und einer Mohrrübe, mit einem Butterpapier bedeckt, vorsichtig geschmort und unter fleißigem Begießen schön glaciert, die panirte Kalbsmilch aber in Backfett goldgelb gebacken. Nun richtet man auf einer runden, mit gerösteten Semmel-Croutons verzierten Schüssel die Kalbsmilch fransförmig an und zwar abwechselnd ein glaciertes und ein gebackenes Stück, eines das andere zur Hälfte bedeckend. In die leere Mitte füllt man die Champignons mit einigen Löffeln Sauce und reicht die übrige Sauce apart dazu.

1307. Artischoden à la Lyonnaise. Nachdem die Stiele und äußeren Blätter der Artischoden entfernt sind, werden letztere in Viertel geschnitten, die grüne Schale von dem Boden geschält, die Samenfasern ausgelöst und die Blätter zur Hälfte gestutzt. Ist dies geschehen, so reibt man sofort ein jedes Stück mit Zitronensaft ab und wirft es in kaltes Wasser. Sobald alle Artischoden in der angegebenen Art bereitet sind, zerläßt man in einer flachen Casserole ein Stück Butter, legt die Stücke, mit dem Boden nach unten, hinein und läßt sie auf rauchem Feuer schnell weich und gelb braten. Nun gießt man die Butter ab, füllt einige Löffel der im Folgenden beschriebenen Hachée-Sauce unter die Artischoden, läßt sie mit dieser durchziehen und richtet sie auf einander geschichtet, ohne weitere Beilage, an.

1308. Hachée-Sauce. Fein gewiegte Petersilie, Schnittlauch und Champignons schneidet man in Butter, nebst ein wenig Salz und Zitronensaft, auf dem Feuer, fügt ein paar Löffel Bouillon und braune Coulis hinzu, läßt die Sauce sämig kochen und schärft sie zuletzt mit Sardellenbutter und feingehackten Kapern.

1309. Gefrorenes à la Chateaubriand. Ein Liter Sahne wird mit einer Stange Vanille auf's Feuer gesetzt, beim Beginn des Kochens mit 8 ganzen Eiern, die mit 375 Gr. Zucker tüchtig geschlagen wurden, aufgezoogen, vorsichtig zu einer dicken Crème abgerührt und, erkalte, in die Eisblüthe gethan. Sobald die Masse fest zu werden anfängt, mischt man schnell 1/2 Liter geschlagene Sahne und in feine Würfel geschnittene, eingemachte Früchte, wie Aprikosen, Reine Claudes, Kirichen etc., dazu, läßt die Eisform, gut verpackt, eine Stunde stehen, stürzt dann das Gefrorene und giebt es zur Tafel.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Antworten.

Beerenoßi-Wein (282). — Wenn der Wein einen dumpfigen Geschmack angenommen hat, so ist dies wohl auf ein schimmeliges Gefäß oder einen dumpfigen Aufbewahrungs-Ort zurückzuführen. Ist der Wein bereits auf Flaschen gezogen, so dürfte nicht mehr zu helfen sein; befindet er sich aber noch im Gebinde, so mag man das Ablassen in ein gut gereinigtes und geschwefeltes Faß

versuchen. Letzteres Verfahren wäre nöthigenfalls zu wiederholen, natürlich auch der Wein an einen nicht dumpfigen Ort zu transportieren.

Topf-Pflanzen im Freien (282). — Von den im Freien befindlichen Topf-Pflanzen kann man die Regenwürmer dadurch fern halten, daß man die Töpfe auf eine Unterlage von Steintohlen-Absche stellt. Auch die Schnecken werden durch dieses Mittel fern gehalten.

Altddeutsche Sprüche für ein Eßzimmer (326). — In Folgendem einige Sprüchelein, deren Autoren ich auch anzugeben vermag. Michael Reander sagt in seiner Votorum Germanorum sapientia (1586): „Auf einem vollen Magen steht ein fröhlicher Krug“ und „Freundlich Angesicht ist halb Jugemühe“. In Christoph Lehmann's Florilegium politicum (1630) heißt es: „Wasserrug war niemals Flug“ und „Der Koch muß seines Herrn Junge haben“. Eucharis Chering sagt in seinen „Sprichwörtern und Fabeln“ (1601): „Der tühle Wein macht gut Latein“ und Friedrich Petri in „Der Deutschen Weisheit“ (1605): „Bergönnete Bissen schmecken wohl“. — Von Sprüchen unbekannter Autoren füge ich noch hinzu: „Mit der Gabel ist's ein' Ehr', Mit dem Löffel kriegt man mehr“ und: „Da man aß und trank, War ich gerne mank“.

Weniger für ein Eßzimmer, als für die Herren-Trinkstube scheint mir geeignet des bereits oben erwähnten Christoph Lehmann: „Auf des Hundes Biß Hundshaar nicht vergiß, Und auf viel Wein laß Wein Das beste Pflaster sein.“

Endlich sei für Diejenigen, welche ihr Mahl gern mit Butter und Käse beschließen, noch das treffende Wörtchen desselben Autors citirt: „Butter und Käse sind auf einen Tag geboren“. Fr. G.

Teutische in Triest. — Auf die Frage, was der Ausdruck Lawn-tennis-Ausgang bedeutet, geben die Abb. 69-72 der Nr. vom 3. Juli d. J. eigentlich die beste Antwort. Wir fügen noch hinzu, daß Lawn-tennis ein englisches Ballspiel ist, das von zwei Parteien nach schwebenden Regeln gespielt wird. Dieses aus England stammende, aber auch in Deutschland verbreitete und beliebte Spiel ist nicht allein eine amüsante Unterhaltung, sondern es bietet auch eine gesunde Bewegung; es erfordert Geschicklichkeit und läßt sich Anmut nicht an. Gewöhnlich trägt man während des Spielens einen sehr bequemen Anzug, der meist aus Rod und Hose besteht.

K. P. Schwanow. — Die Nummer vom 4. September d. J. bietet Ihnen Bremerden-Anzeige mit und ohne Paletot, sowie einen sehr fleidamen Anhang (Abb. 1 und 39). Einen einfachen Morgenrock zeigt Abb. 16 der Nummer vom 21. August d. J., zwei andere die Abb. 57-58 der Nummer vom 24. Juli und Abb. 24 der Nummer vom 3. Juli d. J.

K. A. in Schneidemühl. — Einer Dame, die in feinen Hälarbeiten sehr geübt ist, können wir nur rathen, sich direct an Tapissier- und Wälder-Geschäfte beabs. Bewerthung ihrer Arbeiten zu wenden. Auch der Letzte-Beerin, Berlin SW, Königgräber Str. 90, und der Wohlthätigkeits-Bazar der Frau J. Berg, Stettin, Schulstr. 2, nehmen Arbeiten zum Verkauf an. Langjährige Abonnentin in Bielefeld. — Eine polirte Möbel reinigt man mit warmem Wasser und feiner Seife. Den Holzweiss oertheilt man durch Bekreiden der Möbel mit Weind.

Pauline G. in R., Steiermark. — Andere Antwort findet sich bereits in Nr. 31. Eine Beiragsanfrage für die gewünschten Portraits vermögen wir nicht anzugehen.

H. v. P. in Wiesbaden. — Den markprettigen Parfü- oder Elixir-Stoff, welcher in Amerika unter dem Namen „Vinalent“ viel getragen wird, dürfte die vieldentig unter Einwirkung eines Fröhdens durch eine der großen Berliner Firmen, etwa J. A. Perle, W. Leipziger Str. 57, und H. H. H. W. Markgrafstr. 57, erhalten können. Das gewünschte Recept kennzeichnet G. S. — Der Titel des Werkes lautet: „Fünfzig Jahre Bühnenleben“ von Sigismund Biberfeld. Das Buch behandelt die Geschichte des deutschen Theaters von den Zeiten der Henriette Sonntag bis auf die Gegenwart und enthält überaus zahlreiche, wenig oder gar nicht bekannte Anekdoten aus dem Leben der ersten Bühnengrößen.

Zu dieser Nummer gehört für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Supplement mit folgendem Inhalt: Illustrationen: P. Frenzeny, Bärenjaad im nordamerikanischen Felsengebirge. W. Simpson, Die Grenz-Absteckung in Afghanistan. Cliff-House bei San Francisco.

Die illustrierte Zeit erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen nebst jährlich 24 Roden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbigen Rodenbildern; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 R. 50 Pf.

Die Heft-Ausgabe erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (24 bis 26 jährlich) kostet 50 Pf.

Die große Ausgabe mit Supplement und allen Kupfern (jährlich 52 illustrierte Beilagen, 36 farbige Rodenbilder und 12 Kostümbilder) kostet vierteljährlich 4 R. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Weisse Seidenstoffe

ca. 100 verschiedene Qualitäten — direct an Private — ohne Zwischenhändler:

- Weisseidene Marcellines und Taffete (ganz Seide) Mk. 1.45-1.75-3.55-4.30 per mètre.
Weisseidene Ripse (ganz Seide) Mk. 2.45-3.55-4.65-5.50-6.35-7.40-8.50-9.15-10.90 per mètre.
Crème-weisseidene Ripse (ganz Seide) Mk. 2.45-3.55-5.50-6.35-8.50 per mètre.
Weisseidene Satins merveilleux (ganz Seide) Mk. 3.55-4.35-4.95-5.75-6.90-7.70-8.60-10.25 per mètre.
Crème-weisseidene Satins merveilleux (ganz Seide) Mk. 3.55-4.35-4.95-5.75-6.90-7.70-8.60-10.25 per mètre.
Weisseidene Surahs (ganz Seide) Mk. 2.95-3.90-4.65-5.30-5.90-6.75-7.55 per mètre.
Crème-weisseidene Surahs (ganz Seide) Mk. 2.95-3.90-4.65-5.30-5.90-6.75-7.55 per mètre.
Weisse Moirée antique (ganz Seide) Mk. 7.70-8.65-10.00-11.05 per mètre.

- Weisseidene „Faille Française“ (ganz Seide) Mk. 3.85-4.65-5.45-6.90-8.65-9.80-10.90-12.40 per mètre.
Weisse halbseidene Atlasse Mk. 1.25-1.95-2.70-3.10-3.55-3.95-4.30-5.15 per mètre.
Crème-weisseidene Atlasse Mk. 1.25-2.70-3.55-4.30-5.15 per mètre.
Weisse Satins Duchesse (ganz Seide) Mk. 2.95-5.45-6.10-6.90-7.70-8.65-9.45-10.90-12.40-14.60-18.25 per mètre.
Crème-weisse Satins Duchesse (ganz Seide) Mk. 5.45-6.10-7.70-9.45-12.40 per mètre.
Weisseidene Damaste (ganz Seide) Mk. 3.90-5.80-7.85-10.25-11.00-14. — per mètre.
Crème-weisseidene Damaste (ganz Seide) Mk. 5.80-7.85-10.25 per mètre.
Crème-weisse Moire Française (ganz Seide) Mk. 7.70-8.65-10.00-11.05 per mètre.

porto- und zollfrei in's Haus geliefert ohne irgend welche Nachzahlung nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn. — Muster umgehend. Briefe nach der Schweiz kosten 20 Pf. Porto.

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in Zürich (Schweiz).

Eigene Speditionshäuser für Deutschland: in Lindau, für Oesterreich-Ungarn: in Bregenz.